

DER MARIENBOTE

Maerz 1959



Nun geht Jesus "durch Sein eigenes Blut ein für allemal in das Allerheiligste hinein, Er, der ewig gültige Erlösung bewirkt hat. Deshalb ist Er der Mittler eines neuen Bundes, damit die Berufenen das verheissene ewige Erbe zum Besitz erhalten. Christus hat sich einmal zum Opfer dargebracht, um die Sünden der vielen hinwegzunehmen. Wenn Er wiederum kommt, wird Er mit der Sünde nichts zu schaffen haben. Dann erscheint Er zum Heile derer, die auf Ihn harren!"

(Hebräer 9:12,15,28)

"Zuverlässig ist das Wort und aller Annahme wert: Christus ist in die Welt gekommen, die Sünder zu retten!"

(1. Tim. 1:15)

Der Marienbote



Monatsschrift für die katholische Familie Mit kirchlicher Genehmigung herausgegeben von den Oblaten Patres zu Battleford. Preis: $2.00 jährlich. Adresse: The Marian Press, Box 249, Battleford, Sask., Canada.

A monthly magazine for the Catholic family. Published with ecclesiastical approval by the Oblate Fathers at The Marian Press, Box 249, Battleford, Sask., Canada. Price: $2.00 a year. Authorized as second class mail. Post Office Dept., Ottawa.

Schriftleiter — Heinrich Krawitz O.M.I. — Editor

27. Jahrgang März 1959, Battleford, Sask. No. 6

Dies und Das

Überlegungen zur Fastenzeit Das Fasten ist ein kirchliches Gebot. Vierzig Tage lang sollen wir uns nur einmal am Tage satt essen, die übrige Zeit hungern. Man kann darüber nachdenken, wie so ein religiöses Fasten dem Einzelmenschen innere Besserung und Heiligung zu geben vermag, und man kann auch überlegen, wie durch das Fasten der Kirche — und die Kirche sind wir! — stille, segnende Rettung der wie von sieben Flüchen geschlagenen Menschheit kommt.

Die Kirche lebt in dieser Welt, um der Erde Erlösung zu bringen. Nun wissen wir aber, daß es der Kirche Sendung ist, nicht jene Erlösungen zu vermitteln, die uns am Herzen liegen, wie zum Beispiel politische, wirtschaftliche, kulturelle, sondern eigens die Erlösung Jesu Christi. Und das ist etwas ganz Besonderes. Christi Erlösung zielt nämlich auf ganz andere Dinge hin, und sie ist der Welt durch einen langen, bitteren Kreuzweg gekommen, der auf Golgatha ein noch viel bitteres Ende fand. Ein Ende schmachvollster Kreuzesqual bis zum Sterben und Totsein.

Und wie mit Christus, so ist es auch mit der Kirche: Sie steht in der Geschichte, um leidend und sterbend — und diese zwei Worte vom Leiden und Sterben sind entscheidend — Christi Erlösung zu vermitteln. Das aber ist eine Erlösung, die nicht ohne das Kreuz geworden ist und ohne das Kreuz nicht werden kann, ganz nach dem Worte: "Was am grünen Holz geschehen ist, muß sich auch am dürren Holz vollziehen." Das heißt am Menschen.

Auch durch das Fasten soll leidend und sterbend am Menschen etwas geschehen, und durch den fastenden Menschen an der Menschheit selbst.

Uns ist das Fasten unbequem. So soll es ja auch sein. Wir sollen fühlen, daß da etwas gegen unser Wollen geht, gegen das Wollen der eigensüchtigen Selbstbehauptung und unserer nicht immer reinen Gesinnung. Wir sollen es fühlen bis es weh tut. Dem modernen Menschen gefällt so etwas jedoch nicht mehr. So mancher will schon gern katholisch bleiben, doch wiederum nicht katholisch bis zum Wehtun. Darum hält er das Fasten einfach nicht, oder er sucht nach Gründen, die bekannte Dispension vom Fasten zu erhalten. Wenn er sie hat, ist er die Fastensache los, und die Fastenzeit wird gelebt wie jede andere Zeit.

"Ich glaube an die Gemeinschaft der Heiligen" sagen wir jedesmal, wenn wir das Credo beten. Wir bekennen uns zu einer Gemeinschaft, und diese Gemeinschaft besteht nicht nur, wie wir wohl wissen, aus den Scharen der Heiligen im Himmel: Wir, die Getauften hier auf Erden, sind diese Gemeinschaft der Heiligen, jedenfalls eine "Gemeinschaft im Heiligen der Kirche", und unser Leben ist das, was wir das Leben, und was

wir das Heilige und das Unheilige der Kirche auf Erden nennen.

Wir leben eben nicht nur im eigenen Hause, auch nicht nur in unserem Landkreis oder Städtchen oder Großstadt, wir leben auch in der Kirche, in der Menschheit und in der Geschichte unseres Jahrhunderts.

Erst wenn es dem Menschen ans Leben geht, an seine Freiheit, an seinen Anspruch auf Gerechtigkeit, auf Hilfe, auf Menschlichkeit, erst dann wird er der mitzeiten furchtbaren Tatsache inne, daß er auch in der Geschichte lebt, sehr oft hilflos ausgeliefert dunklen Mächten, Todesmächten, die die Geschichte seiner Tage durchwalten. In den dreißiger Jahren spürte der Farmer des Westens, daß da etwas mit seiner Zeit nicht stimme. Er, sein Nachbar, ja ganze Provinzen und Länder standen unter der unheimlichen Macht wirtschaftlicher Depression. Wie die Stürme der weiten Prärie, die keiner aufhalten kann wenn sie einmal da sind, die man einfach über sich ergehen lassen muß, so kam es damals über ihn. Viel Denken und Planen, kompliziierteste Verhandlungen und Ausgleichungen waren nötig, um uns vor dem Schlimmsten zu bewahren, um der Geschichte der Weltwirtschaft neue Richtungen zu geben.

Das war bitter, doch nichts im Vergleich zu allem, was die Welt gleich darauf erleben mußte. Als die Geschichte unseres Jahrhunderts Krieg brachte und Haß, Vertreibung, Versklavung und Tod, neue Grenzen zwischen Ländern, und Eisernen Vorhang zwischen Ost und West.

Seit jenen Tagen erleben Millionen Menschen was das heißt, in der Geschichte zu stehen. Was es bedeutet, von Mächten der Geschichte einfach überrollt zu werden, hineingejagt in alle Unfreiheiten des Hungers, der Zwangslager, des Gehens und Kommens und Denkens und Entscheidens.

Auch das einzige Fünftel der heutigen Menschheit, das sich noch eines Wohlergehens erfreut und in der "Welt des Überflusses" lebt — und dazu gehören wir — lebt in der Geschichte, und baut an der Geschichte. Uns ist das Jahrhundert immer noch Segen. Von uns verzeichnet die Geschichte unserer Tage, daß wir in Freiheit vor wohlgefüllten Tellern sitzen. Und sie verzeichnet auch, daß nur wenige unter uns von diesen Tellern aufschauen, in die Welt hinein, in die Menschheit, um zu sehen, wie es denn den andern geht.

Vor wohlgefüllten Tellern sitzend, verlernt man halt nur all zu schnell zu sehen, daß man in der Menschheit lebt, und daß man immer auch mitbaut an der Geschichte seiner Tage, zum Segen oder zum Fluche vielen andern. Nur der Hungernde weiß in die Menschheit hineinzuschauen und hineinzurufen, um Hilfe. Der Satte tut so etwas nicht. Er könnte ja nur eines hinüberrufen zum leidenden Bruder: "Ich komme, um zu helfen!"

Des Satten Leben ist eng und scharf umgrenzt. Er weiß nur noch, daß er im eigenen Hause lebt, unter Freunden und inmitten seiner eigenen Ansprüche ans Leben und seiner eigenen Freuden und Sorgen des Daseins. Was über diese Grenzen hinausgeht, empfindet er nicht mehr. Er fühlt sich überhaupt nicht verpflichtet, an derartige Sachen zu denken.

Und so sind wir tüchtig am Werk, der Menschheitsgeschichte unseres Jahrhunderts einen Eisernen Vorhang zu bauen, der weit schlimmer ist als jener, der westlich von Berlin vom Norden nach dem Süden läuft.

Der kommunistische Osten, die Urquelle alles Bösen, wie wir es gerne sagen, hat sich zum Ziel gesetzt, ein für allemal aus der Welt zu schaffen, was der Mensch des Westens der Welt an Not und Jammer aufgeladen hat — durch seinen ans Unmenschliche grenzenden und tatsächlich ins Unmenschliche getriebenen Individualismus. Damit meinen wir das außer Rand und Band geratene Bestehen des Menschen auf "Vorrechte" und auf sein Wohlsein, ganz ohne Rücksicht auf andere, ganz ohne Rücksicht auch auf Verpflichtungen, die man auf Grund besonderer Talente, besonderer Intelligenz, besonderer Lebensstellung und besonderen Einkommens der Allgemeinheit gegenüber hat. Und dieses gilt überall. Angefangen vom Gemeinschaftsleben und Gemeinschaftswohl im kleinsten Landkreis und bescheidenster Kirchengemeinde, wo es sich um Wegbau handelt, um Schneefluggesellschaften und um Chorsänger, bis hinauf zum Menschen der Bildung und Begabung, und noch weiter hinauf in die Gebiete der hohen Politik und der verantwortungsvollen Bewirtschaftung der Erdengüter und der segnenden so wie auch der unheimlichen Errungenschaften der modernen Wissenschaft.

Viele haben, wirtschaftlich oder geistig, und sie geben nicht. Sie nehmen immer nur, und zwar nach dem mißhandelten Grundsatz: Frei ist der Mensch.

Diesem über alle Grenzen schlagenden Individualismus steht nun das Andere gegenüber: Ein über alle Grenzen schlagendes Kommune, der Kommunismus. Ein System, das von den Übeln des Individualismus erlösen will, indem es Ver-Allgemeinung, Verstaatlichung alles Menschlichen

will: Arbeit, Einkommen, Güterverteilung, Bewegungsfreiheit, Familienleben, Denken, Überzeugung, Glauben, Hoffen, Lieben — einfach alles.

Und die Mitte will sich nicht finden lassen.

Das fromme, vorösterliche Fasten, das wir gerade leben und das uns Anlaß unserer heutigen Überlegungen ist, sollte zu dieser Mitte verhelfen. Seinem tiefsten Sinne nach gilt dieses Fasten ja nicht nur dem Einzelmenschen, zu seinem eigenen Frommsein und Katholischsein. Es hat auch seine in die Welt greifende Bedeutung, seinen erlösenden Zweck fürs Allgemeinwohl der Menschheit.

Wir fasten in Gemeinschaft mit der Kirche, die Christi erlösender Leib ist, lebend in dieser Welt. Und zwar lebend nicht in der unangetasteten Herrlichkeit des Göttlichen, sondern leidend jeden Hunger, jede Wunde, jedes Sterben der zur Erlösung berufenen Menschen. Berufen zu einer Erlösung, die nur im Dunkel vertrauenden Glaubens erfaßbar ist, deren tief in Gott gründender Sinn uns oft verborgen bleibt bis zum tiefsten Weh und bis zum Kreuz der Zweifel.

Dieses überirdischen Leibes Glieder sind wir. Sein Dasein, der Kirche Dasein und Leben in der Welt, sind wir. Und hier kommen wir auf ein Gotteswort, das uns sagt, daß wir "allezeit an unserem Leibe das Todesleiden Jesu" tragen sollen, "damit auch das Leben Jesu an unserem Leibe sichtbar werde." Und wir denken auch an das andere Gotteswort, das da sagt, der Mensch solle freudig mittragen, am eigenen Leibe mitstiften, zum erlösenden Opferleiden der Kirche, damit jeder "ergänze an seinem Leibe für Christi Leib, die Kirche", was am Leib der Kirche an erlösenden Leiden noch abzutragen ist und bis ans Ende der Welt abzutragen sein wird.

Das ist ein geheimnisvolles Wort. Sein Sinn wird etwas klarer jenen, die noch an die Werte des Geistigen glauben. Das Herrlichste und Edelste auf Erden — nach der Wertschätzung des Geistigen betrachtet — is der Mensch der Erlösung, der sich auszeichnet durch Demut und Reinheit des Herzens, um Christi willen.

Ein Todesleiden ist das Sterben des Stolzes zur Auferstehung der Demut, auch das Sterben aller unreinen, falschen, selbstsüchtigen Gesinnung zur Auferstehung der Reinheit der Seele hin. Besonders wenn dieses Sterben gelitten wird unter den Kreuzen der Weltgeschichte von heute, die Tränen hat, wo sie zum Sterben fließen, und keine Tränen hat, wo sie geweint werden sollten.

Edles, rettendes Todesleiden ist das Sterben zur Reinheit und zur Demut dort, wo man es sich selbst auferlegt, der Nachfolge Christi wegen. So ein Sterben soll das Fasten sein — damit wir zur Besinnung kommen. Wer sein Leben liebt, so wie wir es heute vor unseren gefüllten Tellern lieben, verliert es nicht nur sich selbst, er verliert es auch den anderen. Jenen, die heute verhungernd, zerschlagen, geknechtet sterben — weil es der Welt an jener Demut und an jener Reinheit der Gesinnung mangelt, die Gott uns beschrieben hat und an der sich nicht herumdeuten läßt.

Jemand muß mit diesem Sterben beginnen, damit das neue Leben komme. Die Kirche ruft nun wieder dazu auf. Sie ruft uns auf, denn wir sind es, die anfangen müssen mit dem Leiden bis zum Sterben aller Sünde. Unser Fasten wird die Welt nicht bessern. Es wird aber, wenn im Glauben an Christus gehalten, beitragen zu den ewig erlösenden Leiden der Kirche. Christus ist in Seiner Kirche, und wo Er ist, steht das Kreuz, sichtbar den Menschen. Und unsichtbar unserem Auge steht die Wahrheit und die Wirklichkeit der Auferstehung.

Drum sei es uns ernst mit unserem Fasten.

– Der Schriftleiter

Der Mensch als Mensch scheint uns gefährdet und ruft unsere Sorge wach. Wenn nämlich der Mensch das Bild, nach dem er geschaffen ist, vergißt, wenn er nicht mehr Bild vom Bilde Gottes sein will, wenn er seinen Ursprung verleugnet, dann geht der Mensch als menschliche Gestalt, die Person des Menschen, nicht nur in die Irre, sondern löst sich auf, wird unmenschlich und zerstörerisch.

Unsere Sorge ist der Mensch, der im Getriebe des Alltags verkümmert, der nicht mehr genährt ist von den Quellen, die aus Gott strömen, der hungert nach Wahrheit und Gerechtigkeit, der dürstet nach Liebe und Güte, der nicht mehr sich selbst als Menschen kennt, weil er nicht mehr Gott kennt.

Otto Spülbeck

Verkuendigung

Eine wahrhaft göttliche Widerlegung

von P. Gregor



In die besinnliche Stille der Fastenzeit fügt sich gut das Marienfest Mariä Verkündigung. Es will gar nicht in der lauten Freude anderer Feste gefeiert werden, sondern in der Stille zu uns sprechen. Der Engel der Verkündigung wurde von Gott in einem Augenblick der Stille zu Maria gesandt. Das zarte Geheimnis, das er ihr zu verkünden hatte, hätte äußeren Lärm gar nicht vertragen. Darum feiern wir diesen Tag am liebsten auch in aller Stille. Nur so wird uns der großartige Inhat dieses Marienfestes zu einem beglückenden Erlebnis.

In unserer Heilsgeschichte war dieser Tag der Wendepunkt, an dem die Menschheit aus der Gottesferne heraus zur Gottesnähe geführt wurde. Gott allein hat diese Wendung zum Besseren herbeigeführt. Er hat dieses große Werk so ganz auf seine Weise vollbracht, auf eine wahrhaft göttliche Weise. Nur Gott konnte die Sünde des Menschen, wie wir heute betrachten werden, gewissermaßen gerade auf dem Weg zu einem guten Ende führen, den der Mensch sich als den Weg der Abkehr von Gott erwählt hatte.

Die Ursünde des Menschen.

Aus den ersten Seiten der Heiligen Schrift wissen wir, worin die erste Sünde des Menschen bestand. Das Verbot, von den Früchten eines bestimmten Baumes zu essen, war nicht Selbstzweck, sondern nur eine Prüfung. Gott hätte auch irgendeine andere Sache für diesen Zweck bestimmen können. Aber hinter dieser unwesentlichen Form der Prüfung verbarg sich eine wesentliche Frage. In der Schilderung der ersten Sünde kommt das deutlich zum Ausdruck. Die ersten Menschen fielen nämlich auf die Lockungen erst dann herein, als ihnen vom Verführer in Aussicht gestellt wurde, "sie würden werden wie Gott." Der Mensch wollte also Gott gleich werden, obwohl er wußte, daß er als Geschöpf aus der Hand Gottes hervorgegangen war. Das war des Menschen Ursünde.

Der Mensch hatte wohl gehofft, dadurch von Gott ganz unabhängig zu werden. Im Grunde genommen liegt ein Stück von dieser Einstellung in jeder Sünde. Jeder Sünde geht die Anmaßung voraus, Gott habe uns nichts zu sagen. Der Sünder nimmt für sich das Recht in Anspruch, selber zu bestimmen, was er tun oder lassen darf. Dieser Hochmut ist immer der beste Wegbereiter für die Sünde. Umgekehrt müßte es uns darum klar sein, daß ein demütiges Sich-Beugen vor Gott vor der Sünde bewahrt. Die Demut der Gottesmutter in ihrer gnadenreichsten Stunde mag uns Beispiel und Lehre sein.

Eine göttliche Antwort

Gott hätte Mittel genug gehabt, den Hochmut des Menschen für immer zu brechen. Er hätte dem Menschen jenen anmaßenden Traum, Gott gleich zu werden, gründlich austreiben können. Aber Gott hat auf diesen Plan des Hoch-

muts auf eine wahrhaft göttliche Weise geantwortet. Zwar erging diese Antwort Gottes an die Menschheit nicht gleich unmittelbar nach der Sünde. Erst der Engel der Verkündigung durfte diese Antwort Gottes überbringen, vorerst nur der auserwählten Jungfrau aus Nazareth. Der Sohn Gottes wollte Mensch werden, er wollte uns Bruder werden, auf daß wir nun so ihm doch gleich werden könnten im Reich der Erlösungsgnade.

Maria durfte dieses Geheimnis als erster Mensch wissen. Sie durfte an diesem Tage in ein ganz besonderes inniges Verhältnis zu Gott treten. Aber alles geschah um unsertwillen. Uns allen, die wir erlöst sind, sagt Gott an diesem Tag: Ihr dürft teilhaben am göttlichen Leben.

Der Glaube an dieses Geheimnis macht nicht hochmütig, wie auch Maria an diesem Tag nicht stolz das Haupt erhob, sondern ehrfürchtig neigte. So sehr uns die Erlösungsgnade über unsere Natur hinaushebt und in Gottes Nähe rückt, ebenso demütig neigen wir uns gerade an diesem Tage der Menschwerdung des Gottessohnes vor der Liebe Gottes.

Unsere Entscheidung

"Und das Wort ist Fleisch geworden", so beten wir täglich im "Engel des Herrn". Aber diese einmalige geschichtliche Großtat Gottes entbindet uns nicht von unseren Pflichten gegen Gott. Wir sind nicht deswegen durch die Menschwerdung des Gottessohnes in die Nähe Gottes gerückt worden, damit wir nun doch von ihm ganz unabhängig den eigenen Wünschen nachgehen können. Die Gottesnähe, in der wir nunmehr stehen, stellt uns vielmehr vor eine Entscheidung, nämlich wie die ersten Menschen einst vor der Entscheidung standen. Gott tastet auch jetzt den freien Willen des Menschen nicht an. Er läßt es auch jetzt noch zu, daß der einzelne Mensch sich gegen ihn entscheidet.

Man braucht nicht viel Phantasie dazu, sich auszudenken, zu welchem furchtbaren Ende eine Entscheidung gegen Gott führen muß. Gerade in der Größe der Menschwerdung Gottes läßt sich das Ausmaß der Strafe ahnen, die jenen trifft, der diese Menschwerdung Gottes mißachtet und dadurch sein Leben verhöhnt. Sündigt der ungetaufte Heide, dann setzt er lediglich die erste Abkehr des Menschen von Gott fort. Sündigt aber der getaufte und erlöste Mensch, dann läuft er von dem davon, der seinetwegen Mensch geworden ist, damit wir ihm gleich werden. Der Sünder wirft seinem Herrgott das Angebot, ihm gleich sein zu dürfen, vor die Füße.

Wieviel Kraft gegen die Sünde und ihre Lockungen müßte doch eigentlich gerade vom Geheimnis der Menschwerdung ausgehen! Nicht umsonst fordert uns die Kirche täglich dreimal auf, den "Engel des Herrn" zu beten. Die Sünde tritt an uns oft heran, morgens, mittags, abends, Tag für Tag. Die Gnade möchte auch zu jeder Zeit uns zu Hilfe kommen, sie wird uns gerade im andächtigen dreimaligen Gebet, im "Engel des Herrn", auch siegen helfen.

Ist das Fest Mariä Verkündigung auch ein stilles Fest, ein Fest der Innerlichkeit, so ist es doch ein Tag der weltweiten Bedeutung: es ist der Wendepunkt der ganzen Weltgeschichte und will in seiner tiefen Bedeutung auch Angelpunkt der einzelnen Menschenseele werden –

Die Klippe auf seinem Weg

von Franz Kurowski

Schnell ausschreitend ging Walter Neuhaus nach Hause. Es war Samstag, und er hatte früh Feierabend gehabt und den heutigen Tag wollte er nutzen. Es würde schön werden, denn er hatte sich mit einigen Freunden verabredet, mit denen er in die Stadt gehen wollte.

Rasch hatte Walter die Straße überquert. Vor dem Hause, das er kurz darauf erreichte, lag ein großer Kohlenhaufen.

Wird für Hoppe sein, dachte er. Hoppe war Bergmann und wer einen solchen Kohlenberg vor seiner Haustür liegen hatte, der konnte nur Bergmann sein. Das Kohleneintragen war hier auch kein reines Vergnügen; es galt, die Kohlen eimerweise durch den langen Hausflur und dann die Kellertreppe hinabzutragen, weil die Kellerlöcher alle zum Hof lagen.

Doch ihm konnte es gleich sein. Pfeifend sprang er die Treppe hinauf, immer drei, vier Stufen auf einmal nehmend. Scheppernd klirrte die Scheibe in der Korridortür, als er die Tür mit Schwung ins Schloß warf.

Als Walter gegessen hatte, zog er sich um, um sich stadtfein zu machen, und als er gehen wollte, trat er zum Fenster, um den geöffneten Flügel zu schließen. Absichtslos schaute er die Straße hinunter. Richtig, die Kohlen! Doch sie waren nicht für Hoppe bestimmt. Unten stand Frau Linde, schaufelte die Kohlen in zwei Eimer und trug sie dann ins Haus.

Mit einem Blick hatte Walter die ganze Szene umfaßt. Die Frau ging vornübergebeugt, so, als brauchte sie auf diese Weise weniger Kraft für die schwere Arbeit. Obgleich Walter es von oben aus nicht sehen konnte, konnte er sich dennoch das Gesicht der Frau vorstellen, in das der Griffel des Lebens seine Zeichen eingeschnitten hatte. Er sah die großen roten Hände, die immer ein wenig rissig waren vom Waschen und die ihm immer als sichtbares Zeichen eines in Arbeit und Mühe verbrachten Lebens schienen. Stets hatte diese alte Frau alle Last, die ihr das Leben auflud, widerspruchslos hingenommen.

Walter wußte, daß sie eine gottesfürchtige Frau war. Er hatte bei den gelegentlichen kurzen Gesprächen, die sie geführt hatten, feststellen können, daß sie alle ihre Wünsche an Gott gehängt hatte. Und er hatte ein wenig überheblich darüber gelächelt.

"Eigentlich müßte ich ihr helfen!" dachte er. "Ich würde ihr auch ganz bestimmt helfen, wenn ich nicht gerade heute verabredet

wäre", beschmichtigte er die Unruhe, die in ihm aufgestanden war. Seine Freunde warteten auf ihn. Er mußte gehen. Diesmal würde sich schon noch ein anderer finden, der der Frau half . . . Wenn es nur nicht so schwer gewesen wäre, unbemerkt aus dem Hause zu kommen. Er wollte unter keinen Umständen von ihr gesehen werden. Irgendetwas in ihm sträubte sich davor, daß der Schein der Hilfsbereitschaft, den er sich in kleinen Gefälligkeiten und Handreichungen erworben und wie einen Mantel umgehängt hatte, von seinen Schultern glitt.

Und so spähte er dann — ferhinunter und in dem Augenblick, als Frau Linde wieder einmal unter der Last der zwei Eimer im Hausflur verschwand, schlüpfte er hinaus, drehte den Schlüssel herum und eilte die Treppe hinunter.

Wenn er unten ankam, dann war sie schon im Keller, und er brauchte ja nicht einmal zu wissen, wem diese Kohlen gehörten.

Vor dem letzten Treppenabsatz angekommen, hörte er aus dem Schacht des Flures das keuchende Atmen eines Menschen. Dieses pfeifende Atmen glich dem Zischen einer defekten Maschine.

"Eines Tages wird sie tot sein und ich werde immer an diese Atemzüge denken müssen", ging es ihm erschreckt durch den Kopf. Dieser Gedanke ließ ihn zusammenzucken. Vorsichtig beugte er sich über das Geländer und blickte in den Gang hinunter. Die Frau lehnte an der Wand, mit offenem Munde zog sie in kleinen Stößen die Atemluft ein. Ihr Kopf war emporgehoben, so, als suchten ihre geschlossenen Augen das verlorene Ende des Weges, der irgendwohin führte — in den Himmel?

Wie angenagelt stand Walter auf dem Treppenabsatz. Es war ihm, als stieße ihn eine mächtige Faust in den Rücken; doch er blieb stehen. Er mußte zu dem Treffpunkt, es war alles schon ausgemacht, es würde prima werden, sie würden viel Freude haben, Vergnügen, Tanz, alles.

Wenn die Frau nicht bald im Keller verschwand, dann . . .

Da nahm sie schon ihre Eimer auf und als sie im Kellerflur untertauchte, sprang Walter mit einigen Sätzen die letzte Treppe hinunter. Da wäre er ja schön dumm gewesen, diese Kohlenschlepperei, außerdem noch an einem Samstag. Schließlich hatte er ja einen Anspruch auf seine Freizeit.

Im Gehen versuchte er, eine Melodie zu pfeifen. Doch so froh er auch war, diese Klippe umschifft zu haben, so richtig froh, wie er es noch vor einer Stunde gewesen war, war er nun nicht mehr.

Schnell war mit einem Male in ihm etwas aufgesprungen. Ein anderer Mensch war in seiner Brust erwacht; einer der wohl aus ihm kam, den er aber dennoch nicht kannte.

Und aus seinem Munde vernahm Walter — unausgesprochen — ein furchtbares Urteil. Neben ihm auf der Fahrbahn schepperten Milchkannen auf einem Lastwagen; er hörte sie nicht. Aber die Luftdruckbremse, die den Autobus an der Haltestelle zum Stillstehen zwang, die hörte er und das kurzatmige Zischen erinnerte ihn an ein pfeifendes Atmen der Qual, das aus eines Menschen Mund gekommen war.

Und da rang er mit einem Male Brust an Brust mit einer niederschmetternden Erkenntnis. Machtvoll sprang ihn das Grausame seines Tuns an und die dreißig Sekunden des Versteckspielens im Treppenflur überwältigten ihn, daß er nicht mehr von der Stelle kommen konnte.

Da kehrte er um und hastete den Weg zurück. Er wußte nichts mehr, er lief, bis er wieder zu Hause war. Nicht einmal Zeit zum Umziehen nahm er sich, er hängte seine Jacke auf den Pfosten des Treppengeländers, und dann schaufelte er, schaufelte und trug die Kohleneimer, und die alte Frau stand neben ihm und sah ihn immerfort an. Dann nahmen ihre Augen den Weg über die Dächer der Stadt, hin zu jener Stelle, die sie vorhin schon einmal erschaut hatte, wo sich über einem schlanken, in den Himmel ragenden Turm das Heil- und Gnadenzeichen der Welt aufreckte, tröstend und machtvoll.

Und ihr Herz war voll des Wunders der Barmherzigkeit, das sich getan hatte an ihr und in dem jungen Burschen. –

Die Erkenntnis der Schuld

Als der König die Ställe besuchte, vermißte er sein Lieblingspferd. Das Gefolge des Königs von Tsin war bestürzt. "Sucht den Wärter", riet Yong. Man fand den Stallknecht und brachte ihn vor den König.

Der Wärter gestand. Durch sein Versehen war das Lieblingspferd des Königs gestorben.

Der Herscher von Tsin geriet in heftigen Zorn. Er nahm einen Dolch, um den Wärter auf der Stelle zu töten.

Yong warf sich dazwischen. "O Herr", sagte er, "dieser Unglückliche wäre gestorben, ohne die Größe seines Verbrechens erkannt zu haben."

"Überzeuge ihn davon, ehe er sterben muß", befahl der König.

Zwei Diener hielten den Wärter fest. Er zitterte.

"Dein Verbrechen", rief Yong, "ist dreifach. Zum ersten bist du schuldig am Tode des Pferdes, dessen Wartung dir oblag. Du hast deine Pflicht verletzt und mußt sterben."

Der König nickte beifällig. Der Wärter zitterte.

"Zum zweiten", sagte Yong, "bist du schuldig, den Zorn des Königs so sehr erregt zu haben, daß er selbst dich töten wollte. Dieses Verbrechen ist größer als das erste."

Der König schwieg. Der Wärter zitterte.

"Zum dritten aber", sagte Yong und sprach nun ganz leise, "bist du schuldig, daß der König um eines Pferdes willen einen Menschen töten wollte. Dieses Verbrechen ist das größte von den dreien."

Der Wärter zitterte. Er hatte nicht verstanden.

"Erkennst du nun deine Schuld?" fragte Yong.

"Laßt ihn los", sagte der König. "Ich will ihm vergeben."

Martha Solmar

Beherrschtes Mannestum - Ritterlichkeit



In der Ehe von Maria und Joseph ist es sicher nicht zugegangen wie in einer anderen Ehe — wenngleich Ungläubige es oft behaupten. Es war eine jungfräuliche Ehe. Lukas in seiner feinen Art nennt Maria auch nach der Heimführung durch Josef noch immer "die Verlobte". Es ist das wohl ein zarter Hinweis auf Marias Jungfräulichkeit.

Josef war der Mann, der im Willen Gottes und in inniger Gottverbindung lebte und darum auch in der schwersten Situation seines Lebens, in innerster Erschütterung und äusserster Gefahr, klar und gross nach Gottes Willen handelte. Er war ein Mann zartester Lauterkeit und furchtloser Tatkraft. Ein Mann steter Dienstbereitschaft für Gott, ein Mann selbstloser Opferhaltung. Ein Mann, der die harten Mühen der täglichen Arbeit verband mit dem grossen Bewusstsein seiner hohen Berufung. Josef wollte die Harfe des Heiligen Geistes, die der Hauch des Himmels angerührt hatte, nicht versehren. Der Boden, auf dem er stand, war ihm heilig. Die Liebe dieses Mannes zu dieser Frau war nicht Liebe, die fordert und verletzt, wünscht und begehrt, sondern Liebe, die nur mehr besorgt ist um die Reinheit des andern, die nur mehr schonen, hüten will, Liebe ohne dumpfe Leidenschaft, jungfräuliche Liebe, Liebe, von heiliger Zurückhaltung und Scheu getragen, Liebe, von Ehrfurcht durchgeistigt und verklärt.

Josef hat hierin die grösste Bewährungsprobe bestanden. Er ist das Ideal starken, beherrschten Mannestums, das lebendige Vorbild eines Edelmannes. Gross ist Josef als Mann des Schweigens, grösser noch als Mann der Arbeit, am grössten aber als Mann der Ehrfurcht.

Dr. Paul Bruin

Die christliche Ehe

vom Schriftleiter

II

Die Familie ist der Lebensquell der menschlichen Gesellschaft. Lebensquell der Familie ist jedoch die Ehe, die alles Leben werden lässt, leibliches, geistiges und sittliches. Rechtes und Schlechtes zwischen den Gatten gibt Geist oder Ungeist der Familie, und durch die Familie der gesellschaftlichen Ordnung.

"Ein großes Geheimnis"

"Ein großes Geheimnis" nennt der Epheserprief der Hl. Schrift die Ehe. Gott ist ihr Erschaffer. Er hat den Mann geformt und das Weib, und zwar so, daß sie immer die Wahrheit des Gotteswortes empfinden werden: "Nicht gut ist es, daß der Mensch allein sei. Vater und Mutter wird er verlassen", um einer neuen Liebe anzuhangen. Der Mann dem Weibe und das Weib dem Manne.

Es sagt uns die Bibel, der Mensch sei nach Gottes Ebenbild erschaffen worden. Wir lesen: "Und Gott schuf den Menschen als Sein Bild. Als Gottes Bild schuf Er ihn. Er schuf ihn als Mann und als Weib." Auf diesen Bibelvers hindeutend, heißt es in vielen Büchern katholischer Theologie, daß beides Gottes Abbild sei, der Einzelmensch und auch das, was Mann und Frau zu einanderdränge, die Gattenliebe nämlich. Gottähnlich, ähnlich der Liebe in Gott, sei auch das Geheimnis des Ehelebens zwischen Mann und Frau. Der Schöpfer selbst habe die Gattenliebe dem Menschen ins Herz gelegt. Diese Liebe aber sei Abglanz, sei ähnlich an Tiefe und an Seligkeit der unendlichen und unendlich beglückenden Liebe, die seit Ewigkeiten flutet zwischen Vater und Sohn und Heiligem Geist.

Gottes dreipersönliches Lieben ist demnach der Urquell aller Liebe zwischen Mann und Frau. Gottes Lieben strahlt und greift in die Ehe hinein, und was Gatten in ihrem Zusammenleben an Beglückung empfinden, ist Abbild, ist kleines, und doch so tiefgreifendes Ebenbild der Liebe, die in Gott ist. Ist Abglanz der hohen Seligkeit, die ohne Grenzen den Drei-Einen Gott erfüllt.

Im Brautsegen, den der Priester während der Hochzeitsmesse erteilt, heißt es, Gott habe die Ehegemeinschaft des Menschen mit einem Segen bedacht, mit einer Seligkeit beschenkt, die dem Menschen selbst nach der Verbannung aus dem Paradies nicht genommen wurde. Alles war durch die Ursünde verloren, Gottes Begnadigung, Gottes Freundschaft, Gottes besondere Paradiesgaben. Nur eines blieb dem Menschen: Die Gottähnlichkeit der beseligenden Liebe zwischen Mann und Frau.

Das Unglück der Liebe

"Wenn Ehe werden soll, muß in ihrem Vorgarten die W a h r h e i t wachsen" (Hanz Wirtz). Die Wahrheit nämlich, daß alle Eheliebe in Gott ihren Ursprung hat, daß sie nicht nur "schweifendes Gefühl, brennendes Blut und singende Nerven" sei, sondern das "und noch viel mehr".

Gottes Ebenbild ist der Mensch in seinem Sein, in seinem Leben und in seinem Lieben. Er ist jedoch Gottes Ebenbild in der Verbannung, immer lebend unter dem Fluch des Bösen, immer auch lebend in der Enge seiner Geschöpflichkeit. Beides, die Weiten der Sünde und die Enge des Menschseins, ist der Liebe großes Unglück hier auf Erden.

Die Sünde drängt die Liebe ins Enge, in Engherzigkeit. Dort löst sich der Mensch vom Ofper. Ihm ist die Liebe nicht mehr *Opfer für den anderen.* Ihm ist die Liebe Mittel zum Selbstgenuß. Ohne die Opferbereitschaft für den anderen wird die Liebe wund und krank, und kommt in schmerzvollstes Sterben. Da spricht man dann das erschütternde Wort: "Die Ehe ist der Liebe Sterben." Wie groß die Trauer und das Weh der Menschheit hier auf Erden ist, die sich hinter diesen Worten verbergen, weiß keiner zu sagen.

Die Enge unserer menschlichen Geschöpflichkeit drängt vom Inneren fort, nach außen hinaus. Drängt weit über die Grenzen jener Liebe hinaus, die man hat und gibt und empfängt. Immer schauen Mann und Weib ins Unbestimmte, ob nicht irgendwo noch Größeres, noch Beseligenderes zu finden sei. Und beide suchen immer nach eigenem Herzen, wo sie sich nicht mehr verstehen. Ganz gleich wie groß auch die Liebe zwischen Mann und Frau sein mag, ganz werden sie sich nie kennen noch verstehen noch geben können. Jeder sucht nach dem Unerreichbaren, und beide sehen sie, daß sie sich irgendwo und irgendwie fremd sind. Und das ist der Erdenliebe zweites Unglück.

Ertragbar wird das Leben erst, wenn beide, Mann und Frau, im Sterben des Kreuzes Christi die höhere und höchste Liebe sehen, nach der sie suchen und die erreichbar ist. Wenn sie am Kreuze Christi erkennen, daß Liebe hier auf Erden ein Leben ist, das wir uns nur durch Sterben erhalten können. Durch ein schmerzvolles Sterben vieler Dinge in uns, für den anderen. Die Liebe hier auf Erden wird nämlich immer das bleiben, was sie am Kreuze war: Das Verlangen, den anderen, den geliebten Menschen, glücklich zu

machen. Und zwar unter allen Umständen und Opfern. Und sollte es auch alles kosten: Eigenes Glück, eigene Ruhe, Gesundheit, Stolz, Geld, ja selbst das eigene Leben.

Wo wir dieses Gesetz der Liebe auf Erden umkehren, wo wir die Liebe nur als Mittel der Selbstbeglückung und des Selbstgenusses mißbrauchen, da ist sie schon lange nicht mehr da. Liebe setzt wenigstens zwei Menschen voraus, zwischen denen sie hin und her fluten kann. Wo der Mensch sich selbst behauptet, da lebt die Selbstliebe, die der Tod aller Liebe zum anderen ist.

Es ist uns öfters schwer, uns im Leben zurechtzufinden. Der Grund liegt ganz einfach darin, daß wir uns nicht von der größten Tatsache des Lebens überzeugen können, die uns sagt, daß das Paradies dem Erdenmenschen ein für allemal verloren gegangen sei. Auch das Paradies der Liebe. Wir sind im Elend der Verbannung. Es ist jedoch die Hoffnung da: Die Unheilbarkeit des Erdenlebens, auch der Liebe auf Erden, hat ihr Heil gefunden in Jesus Christus, dem erlösenden Gottessohn. In Gott, "den wir nicht 'verstehen', in Gott, der unseren Bitten wohl Verheißung gegeben hat, der aber nicht unsere Gedanken denkt und der unsere Bitten erfüllt in einem Reich, von dem wir nur in Gleichnissen sprechen können" (Reinhold Schneider).

Die Erfüllung unserer Bitten wird kommen, auch die unseres Harrens auf das immer Beseligende, auf das immer voll Beglückende. Doch das wird erst werden in der Welt der anderen Ordnung. Und das hat seine Gründe, geheimnisvolle Gründe.



"Er hat sich Seiner Gottheit entäußert, nahm Knechtsgestalt an und wurde den Menschen gleich" (Phil. 2:7). "Ecce Homo" — "Welch ein Mensch!" (Joh. 19:5).

"O preise meine Seele den Herrn, vergiß nicht, was Er Gutes dir getan! Er ist's der alle deine Schuld vergibt, der alle deine Leiden heilt, der vor dem Grab dein Leben rettet, mit Huld und Liebe dich umgibt." (Ps. 102:1-5)

Ein heiliges Sakrament

Wenn die Hl. Schrift die Ehe ein "großes Geheimnis" nennt, dann fügt sie auch gleich hinzu, was sie meint. Die Ehe ist nicht Geheimnis des Leben gebenden Fleisches, auch nicht Geheimnis menschlicher Gattenliebe, sie ist Geheimnis in ihrer "Beziehung zu Christus und zur Kirche" (Eph. 5:32).

In der Liebe des Kreuzes hat Christus sich mit Seiner Kirche verbunden, in einer Gemeinschaft auf ewig, und in einer Verbindung, deren Ziel ist, immer neues Leben hervorzubringen. Erlösendes Gnadenleben im Menschen.

So offenbart es uns Gott in der Hl. Schrift. Der Gemeinschaft Jesu mit Seiner Kirche ist die christliche Ehe einverleibt worden. Die Ehe lebt in dieser Gemeinschaft, und ist, wie Christus und Kirche, eine Gemeinschaft des Lebens, der Liebe, — und des Leidens.

Die große deutsche Mystikerin Mechtild von Magdeburg schreibt von einer "erlösenden Abstiegsbewegung Christi, der wegen der Sünde der Menschen bis zur Hölle hinabfahren muß", und sie schreibt von der Seele des Menschen, von den Gliedern der Kirche auf Er-

den, die gleich Christus "tiefer noch als der Leib sinken" muß, bis "zur niedrigsten Stätte", in Leid und Verdemütigung. Ewiges "Untersinken von Tiefe zu Tiefe" nennen moderne Schriftsteller das Leben der Menschheit auf Erden, auch das Leben der Kirche, die wie ihr Herr und Haupt, durch tägliches Nachleiden des Erlöserkreuzes neues Leben werden läßt.

Und ewiges "Untersinken von Tiefe zu Tiefe" ist auch des Menschen Leben in den Geheimnissen der Ehe. Wie die Sonne ihre Strahlen in die Weiten der Räume ergießt, so fließt die Liebe, und so fließt auch das kreuzigend erlösende Leid Jesu und Seiner Kirche in die sakramentale Eheverbindung der Menschen hinein, und die Ehe wird zum Abglanz, zum Strahlen der Gemeinschaft zwischen Gottes Sohn und Seiner Kirche in den Menschen hinein. Zum Abbild dieser Liebe und zum Abglanz dieses Leidens: "Bis in den Staub des Todes hast Du mich gebeugt!" (Ps. 21:17).

Das mögen Gedanken sein, die schwer zu fassen sind und übertrieben klingen. Und doch wird es immer so sein, daß die Liebe hier auf Erden bleibt, was sie am Kreuze Christi war: Opfer und wehes Sterben vieler Dinge in uns, für den anderen. Stets wird Gattenliebe bleiben immerwährendes Opfer für den anderen, und darum auch immerwährend schwer wie das Kreuz.

Es ist das Kreuz in der Ehe, es ist dort aber auch die Gnade des Sakramentes. Es wird Jesu Kreuzverlassenheit an vielen Ehetagen bitterst empfunden. Verlassen von der Liebe von oben, "die nicht unsere Gedanken denkt", ist die christliche Ehe jedoch nie. Sie ist ein Sakrament, das den Menschen in die erlösenden Leiden Christi und der Kirche stellt, in das schmerzvollste Opfer für andere, das die Erde je gesehen. Sie stellt aber auch in die Auferstehung jener Liebe, die ewig bleibt zwischen Christus und Seiner Kirche. Es ist nur so, daß Christus und Kirche erst den Kreuzweg haben, der Liebe Opfer und Leid, und nachher erst die Auferstehung der Liebe zur Herrlichkeit. Und so ist es auch dem Menschen in seiner Ehe bestimmt. Das Leid wird empfunden, die Seligkeit der Liebe — jener Liebe,die über alle Sinnesfreuden weit hinausgeht — bleibt verborgen. Sie ist aber da, weil Gott da ist. Und wie Er der Immer-Da-Seinde ist, so wird auch die Auferstehung der Liebe zur Krone aller Seligkeiten kommen.

Was aus der christlichen Ehe wird, hängt immer davon ab, wie wir zum Kreuze Christi stehen, wie wir dorthin gehen und vom Kreuze kommen.

Die Ehe ist und bleibt, wie Christi Gemeinschaft mit Seiner Kirche, eine Gemeinschaft des Leibes, der Liebe, die für immer bindet, mit dem Ziel, neues Leben in die Schöpfung zu setzen.

Und so empfindet der Mensch in seiner Ehe beides, die Wellen der Liebe Gottes Seligkeiten, und die Wellen des gekreuzigten Gottes Leid und Sterben, alles ihm zugetragen durch das Geheimnis des Sakramentes. Wie das ist, wie "gewöhnliches" alltägliches Eheleid und Eheliebe so tief und so wirklich mit der Liebe zwischen Vater, Sohn und Heiligem Geist, und mit der Bitternis unseres Gottes im Fleische verbunden sein können, wissen wir nicht. Es ist ein "großes Geheimnis", sagt die Hl. Schrift. Wir können nur glauben. Und wir müssen glauben.

Die Ordnung der christlichen Ehe

Es sagt die Hl. Schrift: "Die Frauen seien ihren Männern untergeben wie dem Herrn. Der Mann ist ja das Haupt der Frau, wie Christus das Haupt der Kirche ist, Er, der Erlöser des Leibes" (Eph. 5:23).

Diese Bibelworte sagen nicht, daß dem Manne alle Herrschaftsrechte über die Frau gegeben sind. Daß die Frau ihm "Leib ist für den Leib", wenn immer er des Blutes Stimme hört; daß sie ihm Magd ist zur Bedienung in "seinem Hause", wo sein Wille herrscht; daß sie ihm dazu da ist, seine Kinder zu umhüten, und auch dieses nur nach seinem Wollen.

Die so oft angeführte und ohne Überlegung nachgesprochene Geschichte von der Ehe als "Zuge-

Das Gesetz aller Gesetze

Wenn das Höchste, was die Glaubenslehre von Gott enthüllen und in Worte bringen kann, in jenem sinnvollen Ausdrucke (1. Joh. 4,16): "Gott ist die Liebe", unübertrefflich schön zusammengefasst ist: so wird die christliche Moral keine höhere Aufgabe haben können, als den Menschen anzuleiten, wie er dies Göttliche in sich und ausser sich nachbilden, das heisst wie er ein lebendiges Bild der ewigen Liebe, die Gott ist, werden kann.

Diese Gottähnlichkeit kann also als das Gesetz aller Gesetze angegeben werden, denn sie ist das Höchste, was alle Moral zum Ziele setzen, was alle Philosophie anstreben, was die Menschheit erringen kann.

Diese Gottähnlichkeit hat Christus in jener Gesetzessumme bei Matth. 22, 38–40, wirklich zum höchsten Gesetze, und in jenem Ausspruch bei Matth. 5, 48: "Seid vollkommen, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist", zum Siegel aller Vollkommenheit gemacht.

Johann Michael Sailer

ständnis an des Mannes Schwäche" und als Einrichtung, den Mann vor "Zügellosigkeit" zu bewahren, indem er sich bis zum Tode einer einzigen Frau anschließt, hat ebenfalls ihre zweiseitige Erklärung, auf die wir noch zurückkommen werden.

Die christliche Ehe ist ein heiliges Sakrament. Beim Empfange dieses Sakramentes werden sie beide, Gatte und Gattin, gleichgestellt. Nach vorchristlicher, römisch-heidnischer Rechtsauffassung war das Weib des Mannes Magd. Durch Christi Sakrament wird die Frau des Mannes Ehegefährtin, und zwar eben durch das Sakrament. Beim Uranfang der christlichen Ehe, beim Sakramentempfang, geben beide sich etwas, der Mann dem Weibe und das Weib dem Manne, was sie auf gleiche Stufe nebeneinander stellt.

Der Mann vermittelt der Frau das Sakrament ,und die Frau vermittelt ihrem Manne das Sakrament. Das Heilige, das sie einander geben, ist gleich an Hoheit, Würde und Wert, wie es dem Manne vom Weibe kommt und dem Weib vom Manne.

Hier schon ist der Mann nicht "das Haupt", der herrschende Herr, von dessen Jawort und Wollen allein das Sakrament abhängt. Als Haupt spricht er wohl als erster das Jawort zum Sakrament. Daß das Sakrament jedoch Wirklichkeit werde, wird von ihrem Jawort genau so bestimmt wie von seinem.

Wenn die Hl. Schrift vom Manne als das "Haupt der Frau" spricht, dann fügt sie auch gleich hinzu: "wie Christus das Haupt der Kirche ist." Und das soll sehr viel heißen. Die Verbindung Christi mit Seiner Kirche bleibt eben das Maßbild der christlichen Ehe. Darauf hinweisend sagt Gottes Buch: "Ihr Männer, liebet eure Frauen, wie Christus die Kirche geliebt *und sich für sie hingegeben hat*" (Eph. 5:25).

Die Hingabe Jesu für Seine Kirche bis zum Sterben am Kreuz steht unter dem Gesetz der Liebe, der Jesus Christus gehorsam war "bis zum Kreuzestod." Er war der Herr, der über Sein Sterben bestimmte. Er machte sich aber auch zum Opfer der Liebe, die immer Herr ist in Ihm. Nicht Herr als fremde Macht über den Gott Christus: *Er ist* die Liebe.

Hiermit können wir heute nur auf Dinge hinweisen, die wir noch zu erklären haben. Weiteres folgt.

Dank des Geretteten

Jesse Kenworthy ist Korvettenkapitän in der US-Marine. Er ist außerdem wohlhabend; zumindest besitzt er ohne ausgesprochen reich zu sein, doch erheblich mehr, als er zu seinem Lebensunterhalt benötigt. Ferner ist er — heutzutage leider gar nicht mehr so häufig! — ein Mensch mit Herz und Gefühl für seine Mitmenschen. Und schließlich ist er — und das ist leider heutzutage noch viel, viel seltener!— durchdrungen von der Erkenntnis, daß die ihm zweimal so augenscheinlich zuteil gewordene Hilfe Gottes ihn verpflichte, nun auch seinerseits jenen zu helfen, die seiner Hilfe bedürfen und ihrer würdig sind.

So ist Jesse Kenworthy in gewisser Hinsicht zu einer Art moderner Harun al Raschid geworden, der unerkannt durch die Lande zieht und Gutes tut. Selbst wenn man diesen Vergleich als übertrieben ansehen mag, dann muß man diesen Korvettenkapitän doch zumindest als eine (männliche) gütige Fee aus dem Märchenland ansehen. Denn was er tut, ist märchenhaft in einer Zeit, da nur der materielle persönliche Gewinn zählt und der Egoismus zum vorherrschenden Element wurde.

Kürzlich hatte ein armer Taxichauffeur den — ihm natürlich völlig unbekannten — Korvettenkapitän Jesse Kenworthy gefahren. Als es ans Bezahlen ging, zückte der fremde Fahrgast sein Scheckbuch und überreichte dem Taxifahrer einen Scheck über 50 Dollar (etwa 210 Mark). Auch ohne viel Phantasie kann man sich gut vorstellen, wie der also Bedachte mit zitternden Händen und ungläubigen Blicken dies Papier entgegennahm, das für ihn einen Betrag darstellte, den er vielleicht in einer ganzen Woche seines anstrengenden und keinesfalls gefahrlosen Dienstes sonst verdient hätte.

Doch damit war die Überraschung für den Taxichauffeur Bruno Del Carlo noch nicht beendet. Freundlich lächelnd fragte der Fremde, ob der Fahrer vielleicht sonst noch einen Wunsch hätte, der möglicherweise zu erfüllen wäre. Und Bruno, durch die reiche Spende aufgeschlossen und vertrauensselig geworden, schüttete sein Herz aus: Allzu gern würde er sich selbstständig machen durch Gründung einer eigenen Taxi-Gesellschaft. Doch sei daran nicht zu denken, denn dazu müsse er noch 5000 Dollar (rund 21 000 Mark) haben, und das würde er wohl in seinem ganzen Leben niemals ersparen können.

Der Fremde hatte dem Chauffeur freundlich zugehört. Dann griff er wieder in seine Brusttasche, zückte erneut sein Scheckbuch, schrieb darin etwas, riß ein Blatt heraus und übergab das Bruno Del Carlo. Es war — ein Scheck über 5000 Dollar! Und noch ehe der Beschenkte überhaupt begriffen hatte, daß er in seinen Händen die Erfüllung seines unerfüllbaren Wunschtraumes hielt, hatte der Unbekannte freundlich gegrüßt und war verschwunden . . .

Beim Einlösen des Schecks erfuhr Bruno Del Carlo, welche Bewandtnis es mit dem freundlichen Spender hat: Korvettenkapitän Jesse Kenworthy hatte den Absturz des amerikanischen Luftschiffes "Macon" wie die Bombardierung des Schlachtschiffes "Oklahoma" vor Pearl Harbour lebend überstanden. Diese zweimalige Rettung vor dem sicheren Tod war wirklich ein Wunder — und das hat der Gerettete nie vergessen.

Es gibt sicher viele Menschen, die sich in ähnlicher Dankespflicht zu fühlen hätten wie jener amerikanische Korvettenkapitän, nur wollen die meisten das leider nicht mehr wissen. . . .

Kretinski muss durchs Nadeloehr

Erzählung von Frank Frey

Jerzy Kretinski, ein Mensch, wenn auch ein auffallend reicher, war Herr über die Bank von Saglienzew und Inhaber mehrerer vaterländischer Titel, kirchlicher Ehrenposten und Präsident mehrerer Vereine. Jerzy Kretinski, der Bankier, war den Belastungen zufolge, die ein Haufen Geld auf Gemüt, Verstand und Seele ausübt, weithin den Einflüssen dieser Welt erlegen. Zwar nicht in dem Sinn, daß er den lieben Gott als Potenz des irdischen Kapitalmarktes betrachtete — aber immerhin war er in die Wirrnisse der Welt so verstrickt, daß er glaubte, es gäbe nichts auf Gottes Welt, was nicht mittels Zloty und anderer Valuten erworben, eingehandelt, gestaltet, verbrochen und gesühnt werden könne.

Im Gegensatz zu Jerzy Kretinski schien der Machtbereich des Prälaten Boleslaw Ulianetzki nur winzig klein. War Jerzy Kretinski ob seines Geldes weithin bekannt, so war der Herr Prälat ob der Gewalt seiner Predigten ebenso berühmt, wie durch seine einfache, geradezu spartanische Lebensführung landauf, landab hoch geehrt.

Daß der Machtbereich des Prälaten nur so winzig *schien*, wird schon daran deutlich, daß er noch nie in seinem Leben so tief besorgt, unsicher und unruhig zum Bankier Kretinski gegangen war wie dieser zum Prälaten — in den Beichtstuhl.

Jerzy Kretinski seufzte immer wieder, wenn er an die Zeiten dachte, da ihm der Prälat als Buße für seine Sünden die Auflage erteilt hatte, ein besonderes gutes Werk zu tun (wobei sich Kretinski hatte ausrechnen können, ob es sich im gegebenen Fall um die Neuanschaffung eines Altarbildes der "Mutter von der Immerwährenden Hilfe" handelte oder um eine fünfstellige Geldsumme zur Errichtung eines Waisenhauses). Doch seit gut fünf Jahren war es anders geworden. Der Prälat belegte den Bankier mit nicht nur eigenartigen, sondern — wie es Kretinski empfand — auch recht unbequemen Bußen. So geschah es, daß Kretinski den Beichtstuhl des Prälaten verließ mit der Auflage, jeden zweiten Tag punkt 14 Uhr das Glaubensbekenntnis zu beten und am Abend punkt 22 Uhr eine fünf Minuten lange Betrachtung über die Stelle "Ich glaube an Gott, den Allmächtigen" anzustellen.

Jerzy Kretinski hatte allen Grund zu Seufzern, denn er pflegte bis 14.30 Uhr zu ruhen und sah sich nun der Auflage wegen gezwungen, die Mittagsruhe zu verkürzen, um das Glaubensbekenntnis zu beten. Noch unangenehmer erwies sich die Zeit für die Fünfminutenbetrachtung.

Gewöhnlich war es so, daß die Zeit zwischen 21 und 24 Uhr im Rahmen gesellschaftlicher Zusammenkünfte besonders geeignet war, die Abwicklung schwieriger Geschäfte in Fluß zu bringen. Ausgerechnet dann sah sich jedoch Jerzy Kretinski gezwungen, fünf Minuten lang über die Allmächtigkeit Gottes, des Vaters, nachzudenken. Eine Folge davon war, daß ihm danach meist der Schwung fehlte, seine Ellbogen gegenüber den Kontrahenten treffsicher und nachdrücklich einzusetzen. Öfter überraschte er sich selbst bei dem Gedanken, wie es sei, wenn Gott der allmächtige Vater seine Ellbogen gegen den Bankier Jerzy Kretinski ins Feld führen würde.

Der Prälat pflegte die Persönlichkeit des Bankiers gegenüber seiner alten Haushälterin, auf deren Verschwiegenheit er unbesorgt bauen konnte, so zu charakterisieren: "Er ist ein treuer Katholik, der Jerzy Kretinski, doch er hat einen Fehler: er ist ein Bankier. Er ist also eines jener Kamele, von denen der Herr sagt, daß sie nur durch ein Nadelöhr zur Seligkeit gelangen können!"

Die Haushälterin seufzte in solchen Fällen und sagte: "Der heilige Gott möge ihn segnen!"

*

"Euer Gnaden", sagte Jadwiga Kretinski, "sehen mich tiefbesorgt!" Der Prälat nickte stumm. Er sah abwesend zum Fenster hinaus, wo eine dicke Frau im Haus gegenüber Wäsche auf die Schnur vor dem Fenster aufhing, und überlegte aus echtem Hirtenherzen heraus, auf welche Weise und ob überhaupt der heilige Gott den Jerzy Kretinski gesegnet haben mochte. Mit dieser Frau, die nun vor ihm saß? Oder mit dem Geld? Wo lag denn die Chance für den Jerzy Kretinski, sich durch das Nadelöhr zur Seligkeit durchzuzwängen? Es war keine Frage, daß ein Reicher dem Himmelreich weit mehr entfernt war als ein Dummer.

Der Prälat seufzte unterdrückt, nahm den Blick von der dicken Frau und der Wäsche weg und wandte ihn der Frau des Bankiers, Jadwiga Kretinski, wieder zu, ließ ihn über deren Gesicht wandern, über den fülligen Körper bis zu den schweren Ringen an den Fingern, die kurz und dick ineinandergeschoben waren.

"Euer Gnaden kennen doch si-

Die Kirche spricht. "Ich war heimlich in den Tempeln ihrer Götter / Ich war dunkel in den Sprüchen ihrer Weisen / Ich war auf den Türmen ihrer Sternsucher / Ich war bei den einsamen Frauen, auf die der Geist fiel / Ich war die Sehnsucht aller Zeiten / Ich war das Licht aller Zeiten / Ich bin die Fülle der Zeiten / Ich bin die Strasse aller ihrer Strassen / Auf mir ziehen die Jahrtausende zu Gott."

Gertrud von Le Fort

cherlich das Buch eines unserer modernsten Philosophen und Psychologen, Konstantiny Sobiezow — wir hatten die Ehre, ihn vor einer Woche zu Gast zu haben —, der davon schreibt, daß die durch die Jagd unserer gottlosen Welt hervorgerufenen nervösen Störungen zu einer hektischen religiösen Verkrampfung führen können."

Der Prälat hörte zu, obwohl er nicht wußte, was Jadwiga Kretinski wollte. Er hatte die Augen geschlossen und nickte mit dem Kopf, weil er gerade wieder einmal erkannt hatte, daß Gott mit seiner Gnade und seinem Segen von Fall zu Fall sehr geheimnisvoll umging. Außerdem hatte der Prälat noch nichts vom Konstantiny Sobiezow gehört und gelesen. Demzufolge, was die Frau des Kretinski sagte, schien es sich auch nicht zu lohnen; und er beschloß, sich daran zu erinnern, falls ihm ein Buch von Sobiezow gelegentlich in die Hände geraten sollte.

Jadwiga, die das Kopfnicken als Zustimmung auffaßte fuhr fort zu reden: "Und das ist meine Sorge, Euer Gnaden: Wiederholt treffe ich Jerzy zu einer Zeit, die seiner Mittagsruhe vorbehalten sein soll, im Fauteuil sitzend an, die Hände gefaltet und die Lippen bewegend. Wenn ich ihn dann mahne: Aber du sollst doch jetzt ruhen, Jerzy! wehrt er sich verlegen ab und sagt: Störe mich nicht, Jadwiga, kleine Taube, ich bete!"

Ein teils schamhaftes, teils eitles Lächeln breitete sich auf dem Gesicht der Bankiersfrau aus. "Euer Gnaden — er sagt immer 'meine kleine Taube' zu mir, was in unseren gehobenen Kreisen zwar unüblich ist; aber gerade diese unübliche Liebenswürdigkeit macht ihn so unwiderstehlich und bringt ihm vielfache Sympathien ein!"

Der Prälat schwieg und hielt weiterhin die Augen geschlossen. Er hatte vorher gesehen, wie Jadwiga Kretinski dezent ein Stück Papier auf den Tisch gelegt hatte (es konnte sich nur um einen Scheck handeln!), und er dachte an den chronischen Bettenmangel im Waisenhaus, aber er dachte auch daran, daß echte Seelennot sich in komödiantischster Weise äußern konnte. Und so sagte er nur und zwar sicher, daß Jadwiga Kretinski von dem frommen Gebaren ihres Gatten in den Abendstunden berichten würde: "Fahrt fort zu sprechen, Jadwiga Kretinski!"



"Gegrüßet seist du, Gnadenvolle" (Luk. 1:28), voll der Gnade "mit Ihm zu leiden" (Röm. 8:17). "Freue dich der Leiden und ergänze an deinem Leibe für Seinen Leib, die Kirche, was an den Leiden Christi noch abzutragen ist" (Kol. 1:24). "Mir aber sei ferne, mich zu rühmen, es sei denn im Kreuz unseres Herrn Jesus Christus. Durch Ihn ist mir die Welt gekreuzigt, und ich der Welt." (Gal. 6:14).

In der Tat kam die Bankiersfrau auf die abendlichen Betrachtungen ihres Gatten zu sprechen.

"Aber Jerzy, fragte ich ihn, was tust du denn hier, wo du doch weißt, daß bei der Fuison Staschelski Jerzka soviel auf dem Spiel steht? Und was sagt er, Euer Gnaden? Er sagt: Ich denke gerade, Jadwiga, kleine Taube, über die Allmächtigkeit des heiligen Gottes nach! — Aber doch nicht ausgerechnet jetzt! mahnte ich ihn. Wo es um die Fusion geht! Er aber wehrt stumm ab und sagt: Ich bin gehalten, kleine Taube! — Wer kann *dich* denn halten? frage ich ihn. Und er schwitzte und schwieg und bedeutete mir, zu gehen."

Der Prälat hatte die Augen geöffnet, als Jadwiga von der Fusion Staschelski — Jerzka gesprochen hatte. Mit verhaltener Erregung und ohne Umschweife fragte er dazwischen: "Und was wurde aus der Fusion?"

"Es ging gerade noch im letzten Augenblick gut aus, Euer Gnaden!"

Der Prälat atmete erleichtert auf. "Heiliger Gott", betete er

stumm, "wenn diese meine Bußen das Risiko eines Bankiers, das dieser nun einmal hier auf Erden eingegangen ist, bis zum Bankrott steigern sollten, so bitte ich Dich flehentlich, erfülle die demütigen Absichten Deines unwürdigen Dieners mit Deiner Weisheit und Gnade!" Und so am Rande setzte er hinzu: "Es ist nicht leicht, Kamele durch Nadelöhre zu transportieren . . .!"

Langsam hörte er die Stimme Jadwiga Kretinskis wieder auf sich zukommen: "Du bist so mildtätig, Jerzy, habe ich ihm gesagt. du gibst so viel Geld für die heilige Kirche und die armen Menschen. Der heilige Gott wird dich gewiß, glaube mir, mit offenen Armen in Sein Reich aufnehmen!"

Der Prälat betrachtete Jadwiga Kretinski überrascht. "Man soll nicht vermessentlich auf Gottes Barmherzigkeit sündigen, Jadwiga Kretinski", sagte er, nicht hart, aber bestimmt und seufzte wieder zu Gott, daß die Bankiersfrau nicht schuldbar dumm sei und ER ihr deshalb gnädig sein möge.

"Es ist in der Tat so", fuhr er belehrend fort, "daß das Nadelöhr, von dem unser Herr und Heiland sprach, für Reiche gräßlich schmal ist. Und es ist auch so, Jadwiga Kretinski — was Ihr beachten müßt! —, daß es bei Bankiers nicht in erster Linie darauf ankommt, *mildtätig* zu sein, sondern darauf, *fromm* zu werden, ehe sie Mildtätigkeit üben. Nicht die Mildtätigkeit an sich gereicht ihnen zum Heile, vielmehr der Grad der Frömmigkeit, in dem sie Milde gegenüber den Armen und Verlassenen üben!"

Jadwiga Kretinski sah den Prälaten gerührt an. Leise fragte er sie: "Habt Ihr das verstanden, Jadwiga Kretinski?"

Die Frau rieb die beringten Finger aneinander. Die Frage irritierte sie. Und sie sagte: "Ich kann die Wissenschaftlichkeit Euer Gnaden immerzu nur bewundern!"

"Also hat sie es nicht verstanden!" dachte der Prälat ergeben. Und er erhob sich, legte ihr wie ein Vater, der sich seit langem mit dem Grade der Intelligenz seiner Kinder vertraut gemacht hat, die Hand auf die Schulter und sagte nur: "Euer Mann, Jadwiga Kretinski, ist nicht nervenkrank. Ich weiß es genau. Wohl aber scheint er zu wissen, daß ein Bankier viel, viel frömmer sein muß als andere Menschen."

Dann nahm er das Papier vom Tisch, das in der Tat ein Scheck war, steckte es in den Gürtel seiner Soutane und sagte: "Jadwiga Kretinski, wir sind Ihr zutiefst in Dankbarkeit verbunden!"

Als er "Ihr" sagte, wußte er in aller Demut, daß er nicht nur Würde, sondern auch Rang hatte.

*

Gott der Herr, Beherrscher der Welt und Begnader einer Millionenzahl von Menschen, unter ihnen Strolche, Bürger, Politiker, Bankiers und Priester niederer und höchster Ränge, war in Seiner Güte unermeßlich. Der Prälat hatte noch nie in seinem Leben daran gezweifelt. Aber ebensowenig wie er mit Sicherheit zu sagen wußte, ob die von ihm so umsorgte und geliebte Gemeinde von Szenziewin am Tage des Großen Gerichtes Feuer und Schwefel Sodomas und Gomorrhas erhalten oder in die Sonne göttlicher Gnade getaucht würde — ebenso wenig wußte er, ob es dem Jerzy Kretinski gelingen würde, sich aus der Last des Reichtums für die Seligkeit freizumachen. Obwohl der Prälat sehr oft für den Jerzy Kretinski betete und dies sorgsam verschwieg (die Kommunisten in der Stadt hätten ihn aus diesem Grunde mit Sicherheit geziehen, den Kapitalismus zu segnen), war sein Herz

---

Bekenntnis eines Dichters:

Stunde der Rettung

von Paul Glaudel

Mit achtzehn Jahren glaubte ich, was die meisten Gebildeten jener Zeit glaubten.

Die machtvolle Idee des Persönlichen und Konkreten war in mir verblaßt. Ich huldigte der mechanistischen Anschauung in ihrer ganzen Strenge. Ich glaubte, daß alles den "Gesetzen" unterworfen sei. Ich glaubte, daß die Welt eine feste Verkettung von Ursache und Wirkung sei, die die Wissenschaft heute oder morgen vielleicht ganz schon enträtseln könnte.

All dies schien mir übrigens sehr traurig und langweilig.

Das aber war das unglückliche Menschenkind, das am 25. Dezember 1886 in die Kirche Notre-Dame ging, um dem Weihnachtsgottesdienst beizuwohnen. Im Gedränge hin- und hergestoßen, folgte ich recht unbefriedigt dem Hochamt.

Später, da ich nichts Besseres zu tun hatte, kam ich zur Vesper wieder. Die Kinder des Singchores in weißen Kleidern sangen gerade das Magnificat, wie mir später zum Bewußtsein kam.

Und nun vollzog sich das Ereignis, das mein ganzes Leben beherrscht. In einem Augenblick wurde mein Herz gerührt, und ich glaubte, ich hatte plötzlich eine unaussprechliche Offenbarung, das erschütternde Gefühl der Unschuld der ewigen Kindheit Gottes.

Oft habe ich versucht, die auf diesen außergewöhnlichen Augenblick folgenden Minuten begreiflich darzustellen. Immer finde ich folgende Elemente, die indessen nur einen einzigen Blitz, nur eine Waffe darstellten, deren sich die göttliche Vorsehung bediente, um endlich das Herz eines armen, verzweifelten Kindes zu erreichen und zu öffnen: "Wie glücklich

immer unruhig. Ja, manchmal dachte er allen Ernstes, daß das Nadelöhr zu Gott für die Kommunisten nicht so eng sei wie das für die Millionäre.

Der Beichtstuhl war eng und der Prälat rückte sich ein wenig zurecht, als gewissermaßen die Antwort auf seine Fragen in den Beichtstuhl trat. Eine hohe schleppende Stimme beichtete ihre Sünden und fragte am Schluß, ob es eine Sünde sei, für einen anderen zu beten, der ihr "kleine Taube" gesagt habe.

Der Prälat horchte bei "kleiner Taube" auf und sagte: "Gebet ist nie Sünde, meine Tochter!"

"Mein Herr", sagte die Stimme aufgeregt, "ist so gütig, und er hat noch nie jemand 'kleine Taube' gesagt als seiner Gattin, Euer Gnaden! Doch neulich, ich räumte gerade die Küche auf — es war wieder eine große Gesellschaft gewesen —, bat er mich, ihm ein Magenpulver zu mischen und sagte: Anuschka, kleine Taube, ich kann einfach keinen Aal vertragen!"

Der Prälat hätte das magere, alte Gesicht vor dem Gitter nahezu streicheln wollen, als er sagte: "Bete als Buße für deine Sünden, meine Tochter, jeden Tag für den, der dir 'kleine Taube' gesagt hat."

*

Der Prälat war unerbittlich, Jerzy Kretinski betete schon seit sechs Jahren punkt 14 Uhr das Glaubensbekenntnis — nur die Betrachtungspunkte am Abend wechselten. Jerzy Kretinski dachte immer wieder an die Zeit, da ihm Seine Gnaden Bußauflagen finanzieller Natur erteilt hatten. — Als der Prälat wieder einmal den Bankier aufsuchte und angelegentlich von dem schadhaften Dach des Waisenhauses erzählte, erwähnte er auch noch, daß Jerzy Kretinski noch mehr für die Armen und Alten tun solle. "Ihr solltet diesem oder jenem vielleicht ab und zu 'kleine Taube' oder so etwas ähnliches, Zärtliches sagen. Wenn Ihr es aus Versehen sagt, nützt es vielleicht nicht immer; aber wenn Ihr es aus dem Herzen sagt — dann wäre es doch möglich, daß Ihr, das Kamel, von dem unser Herr im biblischen Gleichnis spricht, mit größerer Sicherheit durch das Nadelöhr zu IHM gelangen könntet. Vielleicht wißt Ihr noch jemand, vielleicht Euren Kutscher."

Jerzy Kretinski sah unwillig drein. "Euer Gnaden wollen berücksichtigen, Stanislaw ist ein abscheulicher Kommunist! Allerdings ist er zuverlässig!"

Der Prälat horchte auf. "Ein Kommunist, sagt Ihr? Ah — das wäre besonders gut!" brummte er sinnend. "Ich denke an die Feinde, die wir lieben sollen, Jerzy Kretinski."

Der Bankier sah den Prälaten erschöpft an. "Euer Gnaden muten einem menschlichen Herzen zuviel zu!"

Der Prälat richtete sich leicht im Stuhl auf und seine Stimme klang wohlgemessen, aber streng: "Ich, Jerzy Kretinski, mute Eurem Herzen zuviel zu? Was aber mutet Ihr mir zu? Alles, was mich unerschütterlich in dem Glauben läßt, meine Schäflein durch List und Tücken der Welt in die Arme des heiligen Gottes führen zu können, ist die unermeßliche Güte des HERRN. Oder habt Ihr schon einmal versucht, Analphabeten und Dorftrottel zu Bankdirektoren zu machen? Nein, Ihr habt es nicht. Aber ich —" wieder strahlte das Bewußtsein von Würde und Rang aus den Augen Seiner Gnaden — "ich bin unverdrossen und gläubig dabei, etwas ähnliches zu tun: Kamele in Nadelöhre einzufädeln!"

Der Bankier schwieg eine Weile. Dann seufzte er: "Den Kutscher also. Gott stehe mir bei . . .!" –

---

sind diejenigen, die glauben! Sollte es doch wahr sein? — Es ist wahr! Es gibt einen Gott, er ist da! Es ist jemand da, es ist ein Wesen ebenso persönlich wie ich. Er liebt mich, er ruft mich."

Die Tränen waren mir gekommen. Der herrliche Gesang der Adeste steigerte noch meine innere Bewegung.

Der Widerstand hatte vier Jahre gedauert. Ich darf wohl sagen, daß ich die Verteidigung gut durchgeführt habe und daß der Kampf ehrlich und vollkommen war. Aber seit jenem Abend hatte ich eine protestantische Bibel zur Hand genommen, und ich hörte zum erstenmal die unerbittliche Stimme, die seitdem nicht aufgehört hat, in meinem Herzen Widerhall zu finden.

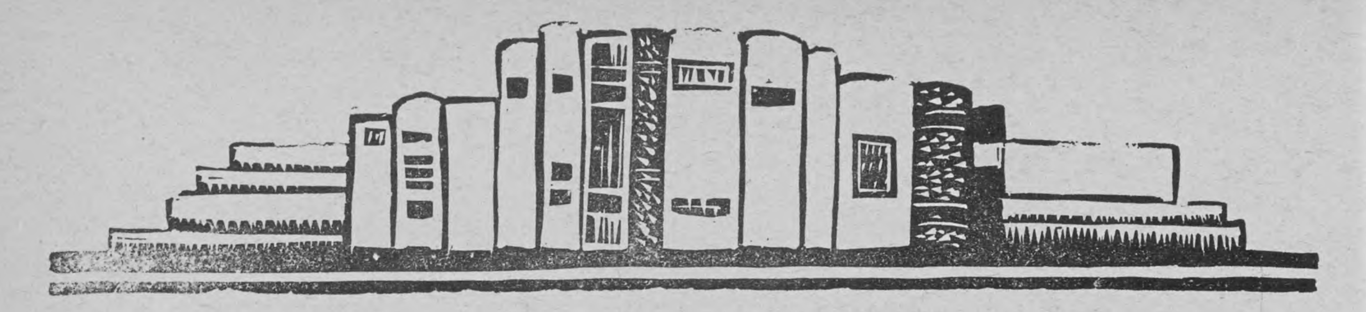
Ich kannte das Leben Jesu nur durch Renan. Und durch das Zeugnis dieses Betrügers wußte ich nicht einmal, daß er sich selbst Sohn Gottes genannt hat. Jedes Wort, jede Zeile strafte die unverschämten Lügen und half mir aus dem Irrtum.

Es ist wahr. Jesus ist Gottes Sohn. An mich, Paul, wandte er sich unter allen und versprach mir seine Liebe.
Obwohl ich die Sakramente noch nicht empfangen hatte, nahm ich schon teil am kirchlichen Leben. Ich atmete endlich, und das Leben drang durch alle Poren in mich ein.

Die Jahre verstrichen indessen und meine Situation wurde fast unerträglich. Wie habe ich den Mut gefunden, ihm zu widerstehen?

Im dritten Jahre las ich nachgelassene Schriften Baudelaires. Und ich sah, daß ein Dichter, den ich allen Franzosen vorzog, seinen Glauben in den letzten Jahren seines Lebens wiedergefunden und sich mit demselben Ängsten und Gewissensbissen herumgetragen hatte wie ich.

So nahm ich allen Mut zusammen und ging in einen Beichtstuhl von Saint-Medard, meiner Pfarrkirche. Ich fand einen jungen, barmherzigen und brüderlichen Priester, der mich versöhnte. Meine zweite Kommunion empfing ich am 25. Dezember 1890, wieder am Weihnachtstage, in Notre Dame.



"Lieber lesen als Koenig sein"

Das gute Buch, ein guter Freund — Apostolatsarbeit des Borromäusvereins

Es gibt Menschen, die können ohne Buch, ohne Bücher, nicht leben. Sie brauchen ihre Lektüre so notwendig wie das tägliche Brot. Noch im hochsommerlichen Urlaub, wenn andere sich in der Sonne braten, im Wasser tummeln oder auf Berge kraxeln, haben sie ein Buch zur Hand. Und selbst, wenn sie es wie die anderen halten, müssen sie doch noch ihr Buch dabeihaben. Das sind die "Bücherwürmer", nicht eben zahlreich, aber doch meist erfreulich und amüsant für den alltäglichen Umgang; denn sie sind gescheit, im Bilde (was hier eigentlich heißen müßte: im Buche), orientiert, eben: belesen. Und wenn sich damit ein angenehmer Charakter verbindet, der nicht blasiert besser wissen und angeben will, dann freut man sich an dieser Gattung Mensch.

Es gibt andere Menschen, die lesen nie. Wenigstens nicht, seit sie die Schule mit ihrer Pflichtlektüre verlassen haben. Wenn sie in die Kirche gehen, sind sie stumm wie Goldfische oder aber eben auf ein Buch nicht angewiesen. Zeitung und Illustrierte ,das mag noch angehen. Bücher? Nein, das ist Luxus, Gelehrtenkram, Zeitverlust, Unsinn.

Bei dem einen türmen sich daheim die Bücher bis zur Decke hinauf zu einem behaglichen Wohnnest, in dem die Geister — und deren gibt es freilich gute und böse — hausen. Bei dem anderen gähnende Leere, wo Bücher hingehörten, wo sie stehen könnten oder zu stehen pflegen. Und zwischen den Extremen: die vielen, die nicht gerade Büchernarren sind, denen aber doch der Zugang zu diesem unvergleichlichen Einstieg in die Welt der Ideen, der Träume, fernster Wirklichkeiten und schönster Wunschbilder nicht verschüttet ist.

Für sie kommt jetzt, mit dem Fallen der Blätter, mit dem Kürzerwerden der Tage, mit der langen, noch nicht künstlich-kalten Neonlicht zum Opfer gefallenen Dämmerung, die Zeit zum Lesen, die Zeit für das Buch. September, das ist deshalb auch die Zeit, da die Verlage auf Hochtouren arbeiten, um sich für den kommenden "Winterbedarf" zu rüsten. Oktober, der bringt noch goldene Tage, die die Nüsse und den Wein reifen lassen. Aber November, brr, da ist's am schönsten daheim, beim prasselnden Feuer, unter der Stehlampe, im Fauteuil und —ein Buch in der Hand. Dezember gar: die Zeit des Gebens und Nehmens von Geschenken, was wäre sie ohne das Buch!

Das Gute aber behaltet . . .

Es ist eine gute Fügung, daß der liebe Gott den heiligen Carlo Borromeo, Kardinal der römischen Kirche und Erzbischof von Mailand, just im November sterben und so seinen Festtag in die Buchzeit fallen ließ. Seit über 100 Jahren, seit es in Deutschland den Verein vom heiligen Karl Borromäus zur Verbreitung guter Bücher gibt, ruft die Kirche zum Festtag des Heiligen ihre Gläubigen auf, zum Buch, zum guten Buch zu greifen.

Aber was geht denn die Kirche der Feierabend, das Lesen, die Bildung an? Nun, die Bücher sind, noch einmal gesagt, Hüllen für die Geister. Die Kirche aber ist die Hüterin des Geistes, des Heiligen Geistes, an dem sich die Geister scheiden, und so sieht sie gerade hier, dem Buch gegenüber, seit ihren ersten Tagen sich zum Wächteramt berufen."Prüfet alles, das Gute aber behaltet", so hatte schon Paulus den Tessalonichern zugerufen, und wenn er dabei nicht nur an die Lektüre gedacht hat, so hat er damit aber doch einen wunderbaren Grundsatz geprägt, der gerade zur Unterscheidung der Geister im Buch, in den Büchern gültig ist: christliche Weite im Bewußtsein, daß Gott dem Menschen alles in dieser Welt geschenkt und anvertraut hat, verbunden mit einer im Verstand wie im Herzen gründenden Wachsamkeit, die sich nicht düpieren läßt. Und verführungsmächtig sind ja die Bücher gewiß, zum Guten wie zum Bösen.

Anregung, Führung, Geleit

Die gescheiten, belesenen, bücherbesitzenden Bücherwürmer sollen, das wollen wir einmal hoffen und annehmen, diese Gabe der Unterscheidung sich angeeignet haben. Die nie ein Buch lesen, brauchen nicht vor schlechter Lektüre gewarnt zu werden; sie sind nur zu bedauern, weil sie sich so viel Schönes versagen. Aber die vielen, die in der Überzahl zwischen den Extremen stehen? Sie

brauchen für ihre Lektüre, für die Wahl ihrer Bücher Anregung, Führung, Geleit zum guten Buch, sehr oft wohl auch Mahnung und Warnung vor ungutem Geist. Wer nimmt sich ihrer an? Hier setzt die Aufgabe des Borromäusvereins an, hier liegt aber auch das gewaltige Verdienst in seiner langen Geschichte, da er von Anfang an es als sein Ziel ansah, die vielen zum guten Buch hinzuführen und, namentlich die Jugend vor dem schlechten Buch zu bewahren.

Zwei Wege waren und sind es, die dieser älteste katholische Bildungsverein in Deutschland dabei geht. Der für die Mitgliedschaft zu leistende, nach Wahl und Vermögen geringfügige oder ansehnliche Beitrag, bringt das Mitglied in den Besitz eines wertvollen Buches, ist also praktisch kein Risiko, kein Verlust, sondern eine volle "Kapitalanlage". Und so entsteht im Heim auch des Arbeiters, auch des Bauern, des Jungen und des Mädchens langsam eine kleine Hausbibliothek, die für stille Stunden und lange Abende ständig zur Verfügung ist. Und keineswegs nach uniformen Schema, sondern nach freier Wahl aus reichhaltigem, geschmackvollem Verzeichnis. Aus den hierdurch erzielten Gewinnen enstanden die Büchereien — der zweite Weg zur Verbreitung des guten Buches, zunächst als Vereinsbibliotheken im Besitz der Mitglieder, seit 1900 als "katholische Volksbibliotheken" allgemein zugänglich und seit dem Dritten Reich "Pfarrbüchereien" genannt. Und hier finden nun die Mitglieder des Borromäusvereins, aber auch alle anderen, die sich den Ordnungsregeln einfügen, Bücher in Hülle und Fülle, die sie zur Lektüre nach Hause mitnehmen, die sie, in besonders gut geführten Büchereien, auch am Ort im Lesezimmer anblättern, überfliegen oder auch gründlich lesen können.

An die 6000 solcher Büchereien entstanden im Lauf der 114jährigen Geschichte des Vereins. Sie weisen heute einen Buchbestand von rund 5.3 Millionen Bänden auf, die im Jahre 1957 fast 12 Millionen mal ausgeliehen wurden. Und rund 350 000 Mitglieder zählt der Verein in seinen 5 706 Ortsvereinen — eine stattliche Zahl, wenn man so will; viel zu wenig, wenn man den guten Zweck vor Augen hat und die Zahl mit der Katholikenzahl der Bundesrepublik vergleicht.

Das gute Buch ist Gewinn

Für die "vielen" zu sorgen, heißt, auf ganzer Breite — abgesehen von verstiegener Problematik und wissenschaftlicher Thematik einerseits und von Kitsch, Schmutz und Schund andererseits — allen alles bieten, zu freier Wahl, nach gesunden Prinzipien ausgewählt. In Richtung auf die Niemals-ein-Buch-Leser mag es manchen geben, der noch zu gewinnen ist für das gute Buch, für die Mitgliedschaft im Borromäusverein, die, wie gesagt, nicht nur ohne jedes Risiko ist, die, nach dem ausdrücklichen Wort des verstorbenen Papstes Pius XII. Apostolatsarbeit im wahrsten Sinne des Wortes ist.

"Ich möchte lieber in einer Dachkammer mit einer Menge Bücher hausen, als ein König sein, der keine Liebe zum Lesen hat", hat einmal ein englischer Staatsmann gesagt. Er hatte die Möglichkeit, die Pracht weltlicher Königsmacht in Vergleich zu setzen mit der Geisteskraft, die vom Buch ausgeht. Fügen wir hinzu: es müssen gute Bücher sein, denn nur sie lassen den Lesenden wirklich innerlich reicher, reifer, weiser werden. –

Wichtig ist das gute Lesen

Kirche und Buecherei

Die liturgische Bibliothekssegnung

von Prof. Linus Bopp

Die katholische Kirche kennt einen Buchkultus. Er geht auf das heilige Evangelium. Die Kirche behandelt es wie das allerheiligste Sakrament. Sie ehrt es mit Kerzenlicht und Weihrauch. In vielen Orten läutet die Glocke vom Turm bei seiner Verlesung, wie bei der heiligen Wandlung. Aus diesem Buchkultus erwuchs ihr der Sinn für die Bücherkultur. Von den ältesten Zeiten an befanden sich bei den großen Kirchen und in den klösterlichen oder klosterähnlichen Gemeinschaften Büchereien. Man hat Bücher auch ausgeliehen. Und obwohl man nicht immer günstige Erfahrungen mit dem Leihverkehr machte, hat doch eine mittelalterliche Synode das Gelöbnis mancher Klöster verboten, keine Bücher auszuleihen. Das sei ebenso, wie wenn man das Versprechen gebe, kein Werk der Barmherzigkeit zu tun. Wir wollen aber der Geschichte des kirchlichen Bücherwesens nicht weiter nachgehen, sondern einmal eine Betrachtung darüber anstellen, wie die Kirche eine Bibliothek weiht.

Der Ritus der Bücherweihe ist sehr einfach. Er besteht aus einigen kurzen Gebetsrufen und einem Segensgebet. Dieses Weihegebet lautet: *"O Gott, Herr der Wissenschaften, gieße Deinen Segen gütig über diese Bücherei aus. Dann wird sie, vor Brand und anderen Gefahren geschützt, Bestand haben, dann wird sie auch immer ein entsprechendes Wachstum erfahren. Alle aber, die von Amts wegen oder aus Liebe zu den Studien hierher kommen, mögen in der Wissenschaft göttlicher und menschlicher Dinge und gleicherweise in Deiner Liebe Fortschritte machen. Durch Christus unsern Herrn."* Die Weihwasserspende schließt die Segnung ab.

Die Kirche liebt auch bei ihrem Beten nicht das viele Gerede. Aber wer den Schlüssel zu ihren oft so kurzen Gebeten findet, dem tut sich oft in einer kleinen Weiheoration eine ganze Welt von Gedanken auf, aus denen man wahrhaft leben kann. Suchen wir auch unser Weihegebet aufzuschließen.

So schlicht die Form ist, so reich ist der Inhalt. Zunächst enthält das Gebet die Tatsache: alle Wissenschaft kommt von Gott. Wir können nur nachdenken, was Gott vorgedacht hat; wir können nur ausdenken, zu Ende denken, was

Seine erste Frage:

"Welcher Religion gehoeren Sie an?"

Der Weg einer Schoenheitskoenigin zu Gott

Sie heißt Armi Kuusela. 1952 wurde sie in Hollywood zur "Miß Universe" gewählt. Sie erhielt verlockende Filmangebote, aber — sie wählte einen anderen Weg. Lesen Sie ihren spannenden Lebenslauf:

Ich war Schülerin der höheren Mittelschulen in Helsinki, als meine Freundinnen wünschten, daß ich meine Lehranstalt bei einer Schönheitskonkurrenz vertreten solle. Damals war ich reichlich naiv. Aber die Vorsehung hat ihre eigenen Wege. Als ich dann "Miß Finnland" und auserlesen wurde, an einer Konkurrenz für Miß Universe teilzunehmen, hegte ich sehr bescheidene Hoffnungen. Mein höchster Wunsch war es, Hosteß bei einer Fluggesellschaft zu werden, um die Möglichkeit einer Weltreise zu erlangen.

Als ich nach Kalifornien abfuhr, begrüßte mich ein Bekannter mit den Worten: "Wir hoffen, dich recht bald als Schauspielerin zu sehen. Gebe Gott, noch größer als Ingrid Bergmann und Grete Garbo." Ich antwortete ganz einfach: "Gott behüte mich vor einem ähnlichen Schicksal!" Ich liebte die Filmwelt nicht, ich war damals 19 Jahre alt.

In New York eingetroffen, nahm ich an einem Empfang teil, der von der Presse den Schönheitskonkurrentinnen im Waldorf-Astoria-Hotel gegeben wurde. Auf dem Empfang begegnete ich der Vertreterin der Philippinen, die von einem jungen Mann ihres Landes begleitet war, demjenigen, der später mein Gatte werden sollte. Gelangweilt durch die mondänen Formalitäten, hatte ich es eilig, nach Hause zu kommen. Von Miß Philippine und jenem jungen Herrn, der Gil hieß, begleitet, verließ ich den Empfang.

Während der Abendmahlzeit machte ich die Bekanntschaft von Gil. Wesentlich anders, als es bei anderen Menschen vorkommt, die sich das erstemal begegnen, war seine erste Frage: "Welcher Religion gehören Sie an?" Ich hatte eine schlagende Antwort auf der Zunge. Aber ich bemerkte gleich, daß seine Feststellung einer wah-

---

Gott keimhaft in seine Schöpfung an Wahrheiten hineingelegt hat. Gott ist der Herr der Wissenschaften, wie es schon in dem Canticum der alttestamentlichen Anna heißt. Wir unterscheiden zwar zwischen der Wissenschaft göttlicher und menschlicher Dinge. Der eine ist Theologe, der andere Philologe oder Sprachwissenschaftler, ein Dritter Jurist oder Rechtswissenschaftler, ein Vierter Mediziner oder Heilwissenschaftler, ein Fünfter ist Naturwissenschaftler; aber zuletzt und zutiefst sind doch alle Theologen. Denn Gott ist der Herr aller Wissenschaften.

Und wer nicht bis zu Gott gelangt, der ist eben einer, dem auf halben Wege der Atem ausging, der bein Aufstieg stehen- und steckenblieb, der nicht jung und kraftvoll genug war, bis zum Gipfel emporzusteigen, usque ad montem qui Christus est, bis zum Bergesgipfel der Christus ist.

Daraus ergibt sich auch: Wer beim Studium der Wissenschaften seinen Glauben einbüßt, der hat keinen Gewinn gemacht, mag er auf seinem Sondergebiet noch so tüchtig sein, er ist auch nicht bis zum tiefsten Quell der Wahrheit vorgedrungen, er war kein ganz Großer auf dem Gebiet des Studiums. Darum fügt ja das Segensgebet den Wunsch hinzu, die Besucher und Benützer der Biliothek möchten auch in der Liebe Gottes Fortschritte machen. Ja, das ist das Größste, die Liebe (1 Kor. 13, 13). Für Gott ist alles gegenüber der Liebe zweitrangig. Darum erklärt schon das Alte Testament: "Wie groß ist doch, wer Weisheit und Wissenschaft gefunden hat; indessen übertrifft er den nicht, der den Herrn fürchtet; denn die Furcht Gottes geht über alles" (Sir. 25, 10 f.). Diese Furcht Gottes ist eben im idealen Sinne auch zugleich Liebe Gottes. Die Liebe aber ist das große Erkenntnisorgan nach den heiligen Vätern wie Augustinus. Es ist zwar nach ihm wahr, daß man nicht lieben kann, was man nicht einigermaßen erkennt; aber andererseits gilt nach ihm auch, daß man nicht wahrhaft erkennt, was man nicht liebt. Per caritatem ad veritatem. Und auch der große Denker und Mathematiker Pascal († 1682) lehrt: par la charité à la vérité, durch die Liebe zur Erkenntnis der Wahrheit.

Es ist nun kein Zweifel, daß eine gute Bücherei beides mehren kann: die Wahrheit und die Liebe. St. Augustinus fand in dem Augenblick, da ihn seine Lage zur Entscheidung drängte, die Heilige Schrift offen und das Wort des heiligen Paulus, das ihr als Lesung vom 1. Adventssonntag kennt: "Brüder, jetzt ist die Zeit, vom Schlafe aufzustehen . . .", und seine Bekehrung war vollzogen. Jgnatius von Loyola († 1556), der Gründer des Jesuitenordens, vorher aber verwundeter Offizier, fand zur rechten Stunde eine Heiligenlegende, und seine Bekehrung war da. Dem Grundherrn Gaston de Renty († 1649), der ganz in weltlicher Wissenschaft aufging, spielte sein Buchhändler immer wieder die Nachfolge Christi in die Hand; schließlich gab der junge Gelehrte nach und las darin, und sein Umschwung zu einem heiligmäßigen und sozial-tätigen Leben war da. –

ren Überzeugung entsprang. Er sagte mir, daß er katholisch wäre und einen Jesuitenpater zum Bruder habe.

Wir trafen uns nochmals in Long Beach nach den angreifenden Proben für die Wahl der Miß Universe. Er war einer der ersten, der mich beglückwünschte und mir dabei einen großartigen Blumenstrauß überreichte. Gleichzeitig gab er mir einen Rosenkranz aus Perlen. In den nächsten Tagen besuchte ich die Kinostadt der M. G. M. Weil ich den Rosenkranz um den Hals trug, fragten mich alle, ob ich katholisch wäre. Jedesmal, wenn ich dies verneinte, zeigten die Fragesteller ein gewisses Mißvergnügen und bemitleideten mich. Ich fragte dann Gil, weshalb sie mich wegen der Tatsache, daß ich nicht Katholikin war, für einen unglücklichen Menschen hielten. Gil erklärte mir zum erstenmal den Sinn der Vorsehung und erläuterte mir, was ein Rosenkranz ist.

In meiner neuen Lage fühlte ich mich stark vereinsamt. Ich wünschte, meine Mutter aus Finnland zur Seite zu haben; aber ich wußte, daß dies nicht möglich war. Gil sagte mir, ich solle zur Gottesmutter beten, die die Mutter aller Menschen ist, und lehrte mich das Ave Maria. Am folgenden Tage wartete meiner noch eine größere Merkwürdigkeit. Gil führte mich in eine Kirche. Es war Oktober, und man hielt dort eine Novene zur Rosenkranzkönigin ab. Er hatte sich hingekniet, und ich beobachtete stehend den lauteren Frieden im Antlitz der Andächtigen. Gil forderte mich zur Eile auf, aber ich wollte alles beobachten und ging als Letzte zur Kirche hinaus.

Unter den zahlreichen Angeboten, die mir gemacht wurden, nahm ich allein das zu einer Weltreise an in der Absicht, danach nach Finnland zurückzukehren, um ein einfaches und ruhiges Leben zu führen. In Honolulu, wo ich den ersten Aufenthalt hatte, wurde ich immer mehr von dem Verlangen geplagt ,noch mehr von der Religion zu wissen und telephonierte nach Los Angeles, um mit Gil zu sprechen. Er sagte mir, daß er mich in Tokio erwarten werde. Tatsächlich stand er auf dem Flugplatz und begleitete mich unverzüglich in die Kirche des heiligen Franziskus Xaverius und zu dem Jesuitenpater Mahoney.

Ich blieb eine ganze Woche in der japanischen Hauptstadt und suchte jeden Abend den Ortsgeistlichen auf. Gil sagte mir, daß ich in Manila mit dem fortfahren könne, was schon ein wahrer Kursus im Religionsunterricht geworden war. Auf den Philippinen traf ich eine völlig veränderte Umwelt an. Die öffentlichen Empfänge, die mit meiner Rundfahrt verbunden waren, wickelten sich alle in familiären Kreisen, meist in Anwesenheit eines Geistlichen ab. Ich versäumte niemals die feierliche Messe, an der ich mehrfach teilnehmen konnte.

Gil schlug mir eines Tages vor, mich zu seiner Gattin zu machen, sagte jedoch dabei, daß ich auch seine Religion "mitheiraten" müsse. Ich war bereit; aber Gil beabsichtigte diesen Schritt nicht zu tun, bevor ich nicht getauft wäre. Da erwiderte ich ihm: "Wenn die Taufe der wichtigste Augenblick meines Lebens ist, werde ich den Ort auswählen, wo ich zum erstenmal mich entschloß, die katholische Religion anzunehmen; das war in der heidnischen Stadt Tokio."

Ostern 1953 empfing ich die Taufe und am folgenden Tage heiratete ich. Jetzt bin ich eine glückliche Mutter. Mein Glück ist nicht zu vergleichen mit dem weltläufigen Ruhm der Miß Universe. Nachdem ich Mutter geworden war, begriff ich zum ersten Mal, was es bedeutet, das Universum zu besitzen. Das Geschöpfchen in der Wiege, das ganz von mir abhängt, bildet für mich wahrhaftig ein Weltall.

Die Entfernung zwischen Finnland und hier, zwischen Miß Universe und der Hausfrau ist beträchtlich. Aber das beeindruckt mich nicht im Vergleich mit der Distanz, die ich noch erreichen muß. Ich möchte meine Kinder großziehen, ihnen eine gute Erziehung geben und ihnen helfen, die Sendung durchzuführen, die Gott von ihnen erwartet. Ich würde eine ganz glückliche Mutter sein, wenn ich eine Tochter hätte, die Ordensschwester wäre und einen Sohn aals Geistlichen.

(Entnommen aus *"La famiglia cristiana"*)



"Seht das Lamm Gottes, das hinwegnimmt die Sünden der Welt. Dieser ist es, von dem (gesagt ist)" (Joh. 1:29): "Er wird mißhandelt, beugt sich nieder und tut den Mund nicht auf." (Js. 53:7). Von Ihm ist auch gesagt: "Den Schlagenden biet Ich den Rücken dar und Meine Wangen meinen Quälern, Mein Angesicht verhüll Ich nicht vor Schmähungen und Bespeiung" (Js. 50:6).

"So läßt der Herr all unsere Schuld Ihn treffen" (Js. 53:6).

Gib, Herr, daß auch ich "züchtige meinen Leib und ihn unterwerfe" (1. Cor. 9:27), denn "wir haben nicht den Geist der Welt empfangen, vielmehr den Geist aus Gott, damit wir erkennen, was uns von Gott in Liebe geschenkt ward" (1. Cor. 2:13), und so "nicht mehr ich lebe, sondern Christus in mir" (Gal. 2:20). "Er muß wachsen, ich aber abnehmen" (Joh. 3:30). — Solche Kreuzweggedanken enthält das Buch Gottes, die Hl. Bibel.

Aus der katholischen Welt

Rom – "Leben in Ordnung und Freit" Papst Johannes XXIII. nimmt Anteil am Schicksal Berlins. — Papst Johannes XXIII. hat bei der Privataudienz für den Berliner Bischof Kardinal Döpfner eine besondere Anteilnahme am Schicksal Berlins ausgesprochen. Wörtlich erklärte der Papst: "Wir heißen Euch mit väterlicher Herzlichkeit in der Ewigen Stadt willkommen. Ihr kommt aus Berlin, der Stadt, die wie kaum eine andere deutsche Stadt unter der Heimsuchung des Krieges gelitten hat. Ungebrochenen Mutes seid auch Ihr Katholiken an den Wiederaufbau Eurer Stadt herangegangen und habt schon staunenerregende Erfolge in Eurem Gemeinwesen erzielt. Auch für das Reich Gottes habt Ihr hervorragende Aufbauarbeit geleistet. Davon zeugen die wiederhergestellten und die neuaufgebauten Kirchen, die katholischen Privatschulen, die Arbeit in der Presse und im Rundfunk sowie die Werke der Caritas, um einige Beispiele zu nennen. In diesen Wochen und Monaten sind die Augen der Welt wieder auf Eure Stadt gelenkt. In dieser Zeit, da schwerwiegende Entscheidungen in Berlin erwartet werden, sollt Ihr der Anteilnahme und der Sorge Eures gemeinsamen Vaters sicher sein. Wir wünschen Eurer Stadt Berlin, daß sie ihr Leben und ihre Ordnung in Freiheit und Gerechtigkeit gestalten kann."

Rom – In Anwesenheit von 15 Kardinälen, zahlreichen Bischöfen und vielen Gläubigen spendete Papst Johannes XXIII. am 27 Dezember im Petersdom acht kirchlichen Würdenträgern die Bischofsweihe. Unter diesen befanden sich Kardinalstaatssekretär Tardini, die beiden Substituten im Staatssekretariat, Msgr. Grano und Msgr. Dell'Acqua, sowie der Negerbischof Msgr. Msakila, Bischof von Karema (Tanganyka). Ferner wurden Msgr. Ferretto, Assessor der Konsistorialkongregation, Msgr, Luciani, neuer Bischof von Vittorio Veneto, Msgr. Cassariego, neuer Weihbischof des Erzbischofs von Guatemala City, und Msgr. Cornelis, neuer Apostolischer Vikar von Katanga in Belgisch-Kongo, vom Papst zu Bischöfen geweiht.

Es war das erstemal, daß der Papst nach seiner Wahl Bischofsweihen erteilte. An den Feierlichkeiten nahmen auch der italienische Ministerpräsident Fanfani sowie die beim Heiligen Stuhl beglaubigten diplomatischen Vertreter teil.

Nach der Bischofsweihe nahm der Papst auf seinem Tragsessel auf der Evangelienseite Platz, während die neuen Bischöfe ihren ersten bischöflichen Segen vom Altar unter der Kathedra aus erteilten. Anschließend begab sich der Papst mit den neuen Bischöfen zum Gebet am Grab der Apostelfürsten. Als persönliches Geschenk ließ der Papst den Bischöfen ein kostbares Brustkreuz überreichen.

Rom – Papst empfing Zirkusleute — Papst Johannes XXIII. empfing am 29. Dezember im Konsistoriensaal des Vatikans 250 Angehörige des italienischen Zirkus Orfei. In einer Ansprache hob der Papst hervor, daß die Artistenseelsorge in den letzten Jahrzehnten große Fortschritte gemacht habe. Der Papst ermahnte die Audienzteilnehmer, echte unterhaltende und erholsame Darbietungen zu bringen, die den Forderungen der christlichen Moral entsprächen. Er erinnerte an den heiligen Don Bosco, der von Jugend an solche Darbietungen in den Dienst seines Apostolates gestellt habe. Die Artisten führten bei der Audienz dem Papst Dressuren mit Tieren ihres Zirkus vor.

5 Millionen Pilger in Lourdes — 4 900 000 Wallfahrer aus aller Welt sind im Jahre 1958, dem 100. Jubiläum der Erscheinungen der Gottesmutter, nach Lourdes gepilgert. 1044 Sonderzüge waren nach Lourdes eingesetzt, 3846 Flugzeuge brachten Wallfahrer aus allen Ländern Europas und aus Übersee, mit 30 000 Autobussen kamen 1 200 000 Pilger zum Gnadenort. Allein aus Spanien waren es 6000 Omnibusse. Auch aus den Ländern hinter dem Eisernen Vorhang, aus Polen, Jugoslawien und der Tschechoslowakei, trafen einige Pilger ein. Insgesamt sind aber durch die offiziellen Pilgerfahrten nur etwa ein Drittel aller Lourdes-Wallfahrer erfaßt.

Im Jubiläumsjahr haben 25 Kardinäle, unter ihnen auch der jetzige Papst, 809 Erzbischöfe den Wallfahrtsort besucht. Insgesammt wurden 3 800 000 Kommunionen ausgeteilt und 153 999 Messen gefeiert.

U.S.A. – Katholiken der USA im Vormarsch – Bemerkungswerte Ergebnisse der amerikanischen Wahlen — Ein Ereignis von grundsätzlicher Bedeutung war der Erfolg der katholischen Kandidaten bei den letzten Kongreß- und Gouverneurswahlen. Neben dem "Erdrutsch" zugunsten der Demokratischen Partei wird dieser Umstand in den großen amerikanischen Zeitungen am meisten erörtert.

Von den sämtlichen bedeutenden katholischen Kandidaten, die sich der Wahl stellten, kam nur ein einziger nicht durch, was man jedoch ausschließlich auf nichtreligiöse Umstände zurückführt. Dafür waren die Stimmengewinne der übrigen Bewerber — die übrigens fast ausschließlich im Lager der Demokraten standen — außerordentlich bemerkenswert. Weit voran steht der Triumph des Senators John Kennedy von Massachusetts, der mit der bisher von keinem Kandidaten in diesem Bundesstaat erreichten Mehrheit von 870 000 Stimmen gewählt wurde. Man billigt dem Sieger von Massachusetts für 1960 ernsthafte Aussichten für die Präsidentschaftkandidatur zu. Das letztemal wurde 1928 mit Al Smith ein katholischer Präsidentschaftskandidat aufgestellt, der gegen Herbert Hoover unterlag.

Neben dem Triumph Kennedys ist der Umstand bedeutend, daß sowohl Pennsylvanien wie auch Kalifornien mit Lawrence und Brown erstmals in der Geschichte katholische Gouverneure wählten. Zwei weitere Staaten, Maine und Minnesota, entsandten erstmals katholische Senatoren nach Washington. Ein anderes Kennzeichen dieser Wahlen war, daß sämtliche katholischen Kandidaten persönlich mehr Stimmen als die übrige Liste ihrer Partei erhielten, was eine Anerkennung ihrer persönlichen Qualitäten bedeutet.

München — Zum Eucharistischen Weltkongreß in München hat der Erzbishof von München-Freising, Joseph Kardinal Wendel, alle Erzbischöfe und Bischöfe der Welt eingeladen. In dem entsprechenden Schreiben weist Kardinal Wendel darauf hin, daß der verstorbene Papst Pius XII. bereits nach dem Kongreß in Rio de Janeiro im Jahre 1955 die Stadt München als Sitz des kommenden 37. Eucharistischen Weltkongresses 1960 gewählt habe. Papst Johannes XXIII. habe diese Wahl inzwischen anerkannt und bestätigt. Kardinal Wendel bittet die Erzbischöfe und Bischöfe, an dem Kongreß in München mit zahlreichen Priestern und Gläubigen teilzunehmen. Er bittet ferner, die Pläne und Unternehmungen mit Gebet zu begleiten. Einige der Einladungsschreiben, die an Bischöfe in Ostblockländern gerichtet waren, sind inzwischen bereits wieder beim Büro des Weltkongresses in München eingegangen. Sie trugen den Vermerk "unzustellbar".

Dem Schreiben des Kardinals sind je ein Brief des Münchener Weihbischofs Dr. Johannes Neuhäusler und des Generalsekretariats des Ständigen Komitees für die Förderung Eucharistischer Weltkongresse in Rom beigefügt. Weihbischof Neuhäusler bittet die Erzbischöfe und Bischöfe vor allem um eine wirksame Unterstützung der publizistischen Vorbereitung. Er weist darauf hin, daß zur Zeit des Münchener Kongresses in Oberammergau und Erl die Passionsspiele aufgeführt werden. In dem Schreiben des römischen Generalsekretariats heißt es, daß München berufen und in der Lage sei, der Allerheiligsten Eucharistie einen Triumph zu bereiten, "der bestimmt nicht zurückstehen wird hinter den glanzvollen Veranstaltungen früherer Kongresse."

Der Rollstuhl

von Jo Hanns Rösler

In einem Hinterhaus der großen Stadt lebt ein junges Mädchen. Irene S. heißt sie, und als ich sie kennenlerne sitzt sie völlig gelähmt in einem Rollstuhl. Sie ist die Tochter einfacher Leute, ihre ältere Schwester ist in Weiden verheiratet. Als das Unglück geschah und die Krankheit sie befiel, war Irene Kontoristin bei einer großen Baufirma der Stadt, neunzehn Jahre alt, lebenslustig, bei allen beliebt, fleißig, kameradschaftlich, eine unentbehrliche Arbeitskraft, wie man so sagt. Aber eines Tages, von heute auf morgen, war ihr Arbeitsplatz verwaist, die schwarze Wachstuchhülle ihrer Schreibmaschine wurde am nächsten Morgen nicht entfernt. Irene lag im Krankenhaus, von der tückischen Krankheit der Kinderlähmung gepackt.

Das ist jetzt schon vier Jahre her. Irene ist längst wieder daheim in der engen Wohnung ihrer Eltern, zwei Zimmer und eine Küche im Hinterhaus, drei Stock hoch. Ihre Kollegen von damals haben sie nicht vergessen, sie kamen zu Besuch, früher häufiger, heute schon seltener. Vier Jahre sind eine lange Zeit für Besuche am aussichtslosen Krankenbett. Nur einer von damals, der Buchhalter der Baufirma, verheiratet, mit einem schmalen Einkommen, kommt auch heute noch jede Woche. Er ist ein wenig pedantisch in seiner Art, in der Firma nennt man ihn einen Bürokraten. Aber er kommt jede Woche und bringt der Kranken stets etwas mit: ein paar Blumen eine Weintraube, zwei Äpfel, dann wieder etwas Schokolade, ein Buch und vor den Feiertagen eine Flasche Wein. Seit vier Jahren tut er es, unermüdlich in seiner Güte.

Als Irene wieder sitzen kann, ist die Frage eines Krankenstuhls in aller Denken. Ohne einen Rollstuhl wird Irene dieses kleine niedere Zimmer nie verlassen können, nie wieder auf die Straße kommen, nie wieder unter grünen Bäumen sitzen können, denn man kann einen gelähmten Menschen nicht auf Händen durch die Straßen tragen und irgendwohin ins Gras setzen. Die Sorge um den so dringend benötigten Rollstuhl, das ist das tägliche Gespräch von Monaten. Aber das Geld im Haus ist durch die lange Krankheit knapp geworden. Irene trägt es tapfer. Dabei steht das Weihnachtsfest vor der Tür, ist schon da, es ist ein armseliges Weihnachten, nur drei Kerzen brennen auf dem kleinen Christbaum, aber man singt das "Stille Nacht, Heilige Nacht" so innig wie noch nie, man singt es mit leisen Stimmen, der Vater, die Mutter, Irenes ältere Schwester und Irene selbst, die Kranke. Und mitten in das Lied hinein läutet es an der Tür. Die Mutter eilt hinaus, öffnet und schreit auf. Vor der Tür, im dunklen Treppenhaus, steht ein fast neuer Rollstuhl, kein Mensch ist zu sehen, eine Kerze brennt darauf.

Die Mutter, die es mir erzählt hat, ist noch ganz erfüllt von diesem Weihnachtsfest vor zwei Jahren. Noch heute rinnen ihr beim Erzählen die Tränen über die Wangen. "— sie flackert und flackert", erzählt sie. "Ich rufe: Hallo! Ist da jemand?, und nochmals: Ist da jemand? Aber keine Stimme antwortet, nur der Rollstuhl steht da, der Rollstuhl für mein armes Kind, und die Kerze flackert. Der Vater und die große Schwester tragen Irene auf Händen heraus, wir stehen in der Tür, wir vier, und vor uns im Dunkel des Treppenhauses, nur von einer Kerze beleuchtet, die flackert und flackert, der Rollstuhl für mein armes Kind. Wir wissen bis heute noch nicht, wer ihn uns geschenkt hat. . . ."

"Den Familien

gehört meine Hochachtung"

Die mannigfachen Schwierigkeiten, die sich dem Wachsen und Gedeihen der Familien entgegenstellen, sind mir nicht unbekannt. Ich weiß, daß nicht nur einmal, sondern oft Heldenmut, und zwar nicht nur an einem Tage, nötig war, um sie zu überwinden. All den Familien gehört meine größte Hochachtung, die sich nicht gescheut haben, höhnischen Reden von der Gasse und von Egoisten das Ohr zu verschließen, und die im Vertrauen auf die göttliche Vorsehung ein hervorragendes Beispiel gegeben haben.

Ein kinderreiches Haus ist nicht nur in materieller, sondern auch in moralischer Hinsicht ein aufsteigendes Haus. Eine große Familie verkörpert eine gewisse Macht. Eine kleine Familie ist wie ein Grab. Sie verschwindet wieder, ohne Spuren zu hinterlassen. Kinder bedeuten Freude. Wo sie eine Last sind, dann eine liebe Last; sie bilden die Eltern, sie rütteln sie aus ihrer Trägheit auf, sie leisten ihnen den ungeheuren Dienst, sich zu zwingen, aus sich selbs herauszugehen und diese Neurasthenie zu vermeiden, an der so oft Personen leiden, die nichts anderes zu tun haben, als sich mit sich selbst zu beschäftigen.

Ein kinderreiches Haus ist gesund. Es ist ein wahres Heiligtum, wo Gott geliebt und Ihm gedient wird. Hier sind die göttlichen Gaben und Gnaden am rechten Platz, hier wirkt das Sakrament und bereitet die Auserwählten für den Himmel vor. Wie viele Freuden bringt die Familie mit sich: das Aufwachsen der Kinder, die Erziehung, die Fortschritte, ihr eigener Haushalt, ihre menschlichen und christlichen Leistungen, Enkel werden geboren. Eine Familie, die nicht ausstirbt, die durch die Zeiten fortlebt, welch ein Glück für die Eltern, ein um so reineres Glück, da es durch Opfer erkauft wurde, ein um so kostbareres Glück, da es von Gott nicht nur gestattet, sondern gewollt ist.

Kardinal Saliège,
Erzbischof von Toulouse

Aus den politischen und vaeterlichen Instruktionen Kaiser Karls V. an seinen Sohn Philip

von Dr. Karl Deuringer

Das Schreiben, dem die folgenden Auszüge entnommen sind, ist datiert vom 4. 5. 1543; Prinz Philipp, der spätere König Philipp II., ist 16 Jahre alt. Den Kaiser zwingen dringende politische Aufgaben in Deutschland. Während er an der nordspanischen Küste, in Palamos, auf die Einschiffung wartet, verfaßt er das folgende Schreiben. Prinz Philipp soll während der Abwesenheit seines Vaters die Regierungsgeschäfte des spanischen Reiches führen; ferner erfolgte wenige Tage nach Abfassung des Schreibens seine Verlobung mit Prinzessin Maria von Portugal; die Hochzeit fand im Nov. 1543 statt.

"Mein Sohn, da meine Abreise aus diesen Königreichen immer näher rückt und ich jeden Tag sehe, wie notwendig sie ist, . . . habe ich mich entschlossen, Dir während meiner Abwesenheit und an meiner Stelle die Regentschaft über diese Königreiche zu übertragen.

Zwar bist Du für eine solche Last noch recht jung; aber man hat manche, die nicht höheren Alters waren, erlebt, die durch ihren Mut, durch ihre Tüchtigkeit und richtigen Entschluß sich so bewährt haben, daß ihre Werke weit über das hinausgingen, was ihre Jugend und ihre geringe Erfahrung erwarten ließen. So mußt Du, mein Sohn, Dich anstrengen und Dich Gott befehlen, daß er Dir dermaßen helfe, daß Du ihm dabei zu dienen und zugleich Ehre und ewigen Ruhm zu erwerben vermagst und daß Du immer im Alter solche Ruhe und Befriedigung gewährst, daß ich allen Grund habe, Gott zu danken, weil er mich zum Vater eines solchen Sohnes gemacht hat.

Zu diesem Zweck mußt Du dich vor allem zu zwei Dingen entschließen; das erste und wichtigste: Gott immer vor Augen haben, ihm alle Deine Mühen und Sorgen aufopfern, Dich selber ganz und gar einsetzen und bereit sein, sie (die Mühen) auf Dich zu nehmen. Das zweite: Jeden guten Rat annehmen und ihm Folge leisten.

Mit diesen beiden Vorsätzen wirst Du Deinen Mangel an Lebensalter und Erfahrung ausgleichen und sie (die Erfahrun) mit der Zeit selber erwerben, so daß Du binnen kurzem imstande und fähig sein wirst, Dein Königreich gut und klug zu regieren.

. . . wie ich bereits gesagt habe, sollst Du immer Gott vor Augen haben und in seinem Dienst niemals nachlassen. Sei fromm; fürchte, ihn zu beleidigen, und liebe ihn mehr als alle Dinge. . . . Um nichts in der Welt tue etwas, was eine Beleidigung Gottes wäre.

Mein Sohn, Du sollst die Gerechtigkeit über alle Maßen lieben und allen, die in ihrem Dienste stehen, auftragen, daß sie dieselbe recht vollziehen und daß sie sich weder durch Neigung noch durch Leidenschaft bestimmen lassen; ferner, daß sie nicht durch Geschenke noch durch sonst etwas sich bestechen lassen. Laß nicht zu, daß sie um irgend etwas in der Welt Geschenke annehmen; denjenigen, der dagegen handelt, laß bestrafen. Niemals sollen die Diener der Gerechtigkeit erleben, daß Du selber Dich durch Liebe, Zuneigung, Ärger oder Leidenschaft bewegen lassest und etwas anordnest, was gegen die Gerechtigkeit wäre. Wenn Du Ärger oder Zuneigung in Dir verspürst, dann laß niemals in diesem Zustand einen Rechtsspruch vollziehen, am wenigsten in der Strafjustiz. So grundlegend diese Tugend der Gerechtigkeit ist, ahme trotzdem unseren Herrn nach, der so große Barmherzigkeit gegen uns übt; er-

---

Der Zufall will es, daß ich kurze Zeit darauf die Frau des Buchhalters kennenlerne und von ihr erfahre, daß ihr Mann es war, der den Rollstuhl für Irene S. gekauft hat. "Wir haben uns einfach jenes Jahr nichts zu Weihnachten geschenkt und unsere Kinder mußten sich mit wenigem begnügen", sagte sie in ihrer schlichten Art. "Mein Mann hatte ein Insert nach einem Rollstuhl aufgegeben. Zwanzig Angebote erhielten wir. Wir sind zu jedem hingegangen in den Wochen vor Weihnachten. Mein Mann — sie müssen wissen, er ist ein wenig dick und dadurch unbeholfen und bückt sich daheim sehr selten, und wenn er es tut, schnauft er wie ein Blasebalg — aber diesmal kroch er unter jeden Rollstuhl, betrachtete ihn von unten, wie er erhalten war, ob die Federn noch gut waren. Am Weihnachtsabend haben wir ihn dann zusammen hingetragen, haben die Kerze angezündet und sind schnell wieder davon, als wir geläutet hatten. . . . Es war das schönste Weihnachten in unserer Ehe."

Die Kerze, die in der Heiligen Nacht im Treppenhaus auf dem Rollstuhl brannte, existiert heute noch. Frau S. hat sie aufgehoben, seitdem brennt sie an Weihnachten eine Minute. Und ich erzähle es euch, denn es ist überall auf der Welt so wenig von der menschlichen Güte die Rede, man geniert sich ihrer. Dabei geschehen täglich im Verborgenen mehr Dinge des guten Herzens als man — wie uninteressant! — zugeben will.

weise auch Du Barmherzigkeit und mische diese beiden Tugenden so, daß nicht die eine die andere aufzehrt; denn wo immer man eine von beiden im Übermaß üben würde, da wäre sie mehr Laster als Tugend.

Mein Sohn, Du sollst in allen Dingen sehr ausgeglichen und ruhig sein. Hüte Dich, zornig zu werden, und niemals führe im Zorne etwas aus. Sei freundlich und demütig. Hüte Dich, den Ratschlägen junger Leute zu folgen und den schlechten (Ratschlägen) der Alten zu trauen. Halte von Dir fern jede Art solcher Leute, ebenso Schmeichler, und fliehe sie wie das Feuer, denn sie sind noch gefährlicher und sie finden auf vielerlei Weise Zugang. . . .

Mein Sohn, Du mußt die nötigen Audienzen geben; Du mußt leutselig sein in Deinen Antworten und geduldig im Anhören. Du mußt auch häufig Gelegenheit suchen, Dich unter dem Volke zu zeigen und mit ihm zu sprechen.

. . . Du wirst nunmehr ein Mann; durch Deine frühe Heirat und durch die Beauftragung mit der Regentschaft, die ich Dir übertrage, bist Du es vor der Zeit, noch ehe es Deiner körperlichen Entwicklung und Deinem Alter entspricht. Gebe Gott, daß Du den Verstand, den er Dir in reichem Maße gegeben hat, derart ausnutzest und durch eigene Anstrengung förderst, daß Du damit Werke vollbringst, die Dein geringes Lebensalter ausgleichen.

Wie ich Dir schon in Madrid gesagt habe, darfst Du nicht denken, daß das Lernen Dir die Kindheit verlängert; im Gegenteil, es wird Dich an Ehre und Ansehen wachsen lassen, so daß man Dich, selbst wenn Du noch jünger wärest, erst recht für einen Mann halten würde. Denn frühzeitig ein Mann sein besteht nicht darin, daß man es sich denkt und wünscht, auch nicht in der Körpergröße, sondern darin, daß man jene Urteilsfähigkeit und jenes Wissen besitzt, mit denen man die Werke eines Mannes vollbringt und zwar eines weisen, klugen und ehrliebenden Mannes. Dazu haben alle nötig das Lernen, gute Beispiele und Belehrungen. Und wenn es für alle nötig ist, dann denke ich, mein Sohn, daß es für Dich mehr als für irgend jemanden sonst gilt; denn Du siehst, wieviele Länder Du zu beherrschen hast in vielen und weit auseinander liegenden Gegenden und mit verschiedenen Sprachen; deshalb ist es notwendig, daß Du von Ihnen verstanden wirst und daß Du sie verstehst."

(Nachdem der Kaiser für eine Anzahl wichtiger Angelegenheiten detaillierte Anweisungen gegeben hat, schließt er:)

"Ich weiß, daß noch vieles zu sagen wäre, aber da es unmöglich ist, an alles zu denken, weil es, wie man sagt, mehr Fälle gibt als Gesetze, so ist es notwendig, daß Du in den übrigen Dingen, wie auch in allen unerwartet sich ergebenden Situationen und bei der Auslegung dessen, was ich Dir gesagt habe, es immer in bestem Sinne anfassest. . . . Da selbst alte Leute jemanden brauchen, der sie aufweckt und sie vielemale an das erinnert, was notwendig und richtig ist und da in besonderen Fällen jedermann guten Rat braucht, so bitte ich Dich, mein Sohn, daß Du in allem oben Gesagten und in allem, was sich ergeben mag, Don Juan de Zuniga als Deine Uhr und Deinen Wecker betrachtest und daß Du bereit bist, ihn zu hören und ihm zu folgen. Deshalb, mein Sohn, befehle ich ihm hiermit, daß er in allen Fällen, in denen er es für nötig hält, Dich aufmerksam zu machen, es auch wirklich tue, und wenn es gelegentlich wegen Deiner Nachlässigkeit notwendig sein sollte, es nachdrücklich zu tun, so schärfe ich ihm auch dieses ein; da der Schlaf manchmal tief ist, läßt es sich nicht vermeiden, daß der Wecker gelegentlich lästig fällt; nichts ist aber wichtiger als solche Wecker zu besitzen.

. . . Überreichen wird Dir diesen Brief Don Juan Zuniga; Du sollst ihn lesen in seiner Gegenwart, damit er Sorge trage, Dich jedesmal, wenn es ihm notwendig erscheint, an die darin enthaltenen Dinge zu erinnern."

In einem geheimen Nachtrag, in den nur Prinz Philipp persönlich Einsicht nehmen darf, gibt der Kaiser Charakteristiken der wichtigsten Persönlichkeiten, mit denen er zusammenarbeiten muß und auf die er sich stützen kann. U. a. empfiehlt er ihm den Kardinal von Toledo als Ratgeber; er knüpft jedoch daran folgenden wichtigen Grundsatz:

Im übrigen aber gebt euch nicht in seine Hände allein, weder jetzt noch zu irgend einer Zeit, noch in die Hände irgend eines anderen, sondern behandelt die Geschäfte mit vielen; bindet und verpflichtet euch nicht gegenüber einem einzelnen; denn obwohl es bequemer ist, so ist es doch nicht zuträglich, besonders in den Anfängen Deiner Regierung denn es würde dann heißen, daß Du beherrscht werdest und schließlich wäre es wahr. Ferner würde derjenige, dem ein solches Vertrauen in die Hand fiele, übermütig und derart anmaßend, daß er dann tausend Fehler beginge." –

Übersetzung nach dem Text bei K. BRANDT: Berichte und Studien zur Geschichte Karls V., XII., in: Nachrichten d. Gesellschaft d. Wiss. zu Göttingen, Phil-hist. Kl., NF, Fachgruppe I, Bd. 1, 1936, p. 31-107.

Kommt herein!

Mein Freund schmiedet Verse. Und hält sich für einen großen Dichter vor dem Herrn. Vor welchem Herrn? Ja, das weiß er nicht. Ich bin nicht fromm, sagt er. Ich verstehe nichts von Religion, sagt er. Ich verstehe nur etwas von Dichtung, sagt er. Du nichts? fragt er mich. Nein, sage ich, von Dichtung verstehe ich nichts. Siehst du, sagt er, mit der Dichtung ist es so, wie Goethe einmal gesagt hat:
Gedichte sind gemalte Fensterscheiben! Sieht man vom Markt in die Kirche hinein, da ist alles düster, und so siehts auch der Philister. Der mag dann wohl verdrießlich sein und lebenslang verdrießlich bleiben.
Kommt aber nur einmal herein, begrüßt die heilige Kapelle! Da ist's auf einmal farbig helle: Geschicht' und Zierart glänzt in Schnelle, bedeutend wirkt ein edler Schein; Dies wird euch Kindern Gottes taugen, erbauet euch und ergötzt die Augen!

Siehst du, sagte mein Freund, so ist es mit der Dichtung! Ja, sagte ich, und genauso ist es mit der Religion.

Wird die Erde zu klein?

von Professor Dr. Friedrich Burgdörfer

Die Bevölkerung der Erde wächst in einem Maße an, daß mancher sich Gedanken darüber macht, ob in hundert Jahren noch alle Menschen ausreichend ernährt werden können. Bestehen diese Befürchtungen zu Recht? Professor Dr. Friedrich Burgdörfer gibt in dem in Kürze erscheinenden Großen Herder Atlas eine interessante, wissenschaftlich fundierte Darstellung dieses Problems. Nachstehend bringen wir einen Auszug aus dem Artikel „Die Bevölkerung der Erde".

Wieviele Menschen leben auf der Erde?

Nach Berechnungen der UN wird die Erde von 2737 Millionen Menschen (1956) bewohnt; für Mitte 1950 werden 2495 Millionen angegeben. Die Erdbevölkerung hat also in diesen sechs Jahren um etwa 40 Millionen jährlich zugenommen. Diese Zuwachsrate dürfte sich seither nicht wesentlich verändert haben, so daß Mitte 1958 die Bevölkerung der Erde zirka 2,8 Milliarden betrug. Damit ist sie um rund eine Milliarde höher als nach dem ersten Weltkrieg (1920: 1810 Millionen) und um eine halbe Milliarde höher als zu Beginn des zweiten Weltkrieges (1940: 2246 Millionen).

Von der Erdbevölkerung wohnen 1514 Millionen, das heißt mehr als 50 Prozent, allein in Asien, den asiatischen Teil der Sowjetunion (mit zirka 50 Millionen) nicht eingerechnet. Die Bevölkerungszahl der USSR wird nach einer sowjetamtlichen Schätzung für 1956 auf 200 Millionen beziffert. Rechnet man dazu noch die 412 Millionen Europas (ohne die USSR), so ergibt sich für ganz Eurasien eine Gesamtbevölkerung von 2126 Millionen, also etwa 80 Prozent der Erdbevölkerung. Doch geht dieser Anteil langsam zurück. Dagegen steigt der Bevölkerungsanteil des amerikanischen Doppelkontinents und neuerdings auch derjenige Afrikas, Australiens und Ozeaniens an.

Die Bevölkerungsentwicklung seit 1650

Die zahlenmäßige Entwicklung der Erdbevölkerung läßt sich mit einiger Wahrscheinlichkeit auf 300 Jahre zurückverfolgen. Um 1650 n. Chr. trug die Erde etwa 470 Millionen Menschen, 1950 dagegen 2495 Millionen, also ein Zuwachs in 300 Jahren um etwa 530 Prozent. In den ersten beiden Jahrhunderten dieser Beobachtungszeit hielt sich das Wachstum noch in engeren Grenzen: von 1650 bis 1750 betrug die Zunahme etwa 50 Prozent und von 1750 bis 1850 nochmals 50 Prozent; von 1850 bis 1950 jedoch wuchs die Bevölkerung um 130 Prozent.

Während die gesamte Bevölkerung seit 1650 um 530 Prozent zunahm, wuchs die Bevölkerung Europas im gleichen Zeitraum 570 Prozent.

Bei dieser Bevölkerungsntwicklung muß man noch des gewaltigen Stroms von Auswanderern gedenken, der sich schon im 17. Jahrhundert, vor allem aber im 19. Jahrhundert aus Europa nach Übersee ergoß und auch heute noch nicht versiegt ist und der seinen Höchststand in der zweiten Hälfte des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts erreichte. 52 Millionen Europäer sind von 1846 bis 1932 nach Übersee ausgewandert, besonders in die USA, die von 1820 bis 1940 insgesamt 38,3 Millionen Einwanderer aufnahmen, davon aus Europa 32,3 Millionen. Die heutige Bevölkerung Amerikas (rund 366 Millionen) und Australiens besteht ganz wesentlich aus den Nachkommen jener europäischen Einwanderer, so daß man die gesamte heute lebende Nachkommenschaft der 100 Millionen Europäer des Jahres 1650 auf etwa 800 Millionen schätzen kann. Indessen ist die Epoche des stürmischen Bevölkerungswachstums in Europa, jedenfalls in Mittel- West- und Nordeuropa, im wesentlichen abgeschlossen.

Droht eine Übervölkerung der Erde..

Bei einer gleichbleibenden jährlichen Bevölkerungszunahme von ein Prozent würde sich die Erdbevölkerung in 70 Jahren verdoppeln. Nach dieser Annahme würde sie bis zum Jahre 2025 auf fünf Milliarden, bis 2050 auf 6,5 Milliarden, bis 2100 auf 9,5 Milliarden ansteigen. Diese Zahlen können selbstverständlich nur ungefähre Größenordnungen andeuten. Ob sich die Bevölkerungszahl der Erde bei sechs oder acht oder zehn Milliarden stabilisiert, kann hier dahingestellt bleiben. Auf etwa neun oder zehn Milliarden Erdbewohner sollte sich jedenfalls die künftige Wirtschaft einrichten, um diese Menschenmenge mit Nahrung, Rohstoffen und Energie zu versorgen. Diese Aufgabe kann durchaus gemeistert werden, so daß eine Übervölkerung der Erde vorerst nicht zu befürchten ist.

Nahrungsspielraum und Bevölkerungskapazität der Erde

Die Hauptsorge um die Lebensmöglichkeiten einer wachsenden Erdbevölkerung dreht sich seit Malthus' Tagen immer wieder um die Frage, ob die Fruchtbarkeit der Erde Schritt halten könne mit dem Wachstum der Bevölkerung, ob und wie lange die Erde in der Lage ist, ihre Bewohner bei wahrscheinlich steigenden Lebensansprüchen zu ernähren, ferner welche Höchstzahl von Menschen die Erde etwa tragen und ernähren könne. Albrecht Penck wies in seinem 1924 der Preußischen Akademie der Wissenschaften vorgelegten bedeutsamen Bericht über "Das Hauptproblem der physischen Anthropogeographie" nach, daß bei Zugrundelegung der damaligen Landbautechnik (also vor mehr als 30 Jahren) die Erde wahrscheinlich acht, höchstens aber 16 Milliarden Menschen ernähren und versorgen könne. Wilhelm Hollstein kam 1937 auf Grund von sorgfältig fundierten und vorsichtigen Berechnungen

zu dem Ergebnis, daß die Erde in der Lage wäre, 13,3 Milliarden Menschen, das heißt etwa die fünffache Zahl der heutigen Erdbevölkerung, ausreichend und angemessen zu ernähren. Für welche Schätzung man sich auch entscheiden mag, alle Berechnungen stimmen darin überein, daß auf absehbare Zeit die Ernährungsbasis der Erdbevölkerung bei vernünftiger Nutzung gesichert ist. Es kommt hinzu, daß die Hektar-Erträge der Kulturpflanzen steigerungsfähig, die Kulturfläche durch Meliorationen noch vermehrbar und hochwertige Nahrungsmittel schon heute künstlich herstellbar sind.

Im übrigen muß man dabei bedenken, daß zwar das Fassungsvermögen der Erde selbstverständlich nicht unbegrenzt ist, daß aber andererseits keine der heutigen Berechnungen etwa als unübersteigbare obere Grenze betrachtet werden darf. Wegen der heute noch nicht abzusehenden technischen Entwicklungsmöglichkeiten sind die Grenzen des Nahrungsspielraums der Erde durchaus elastisch.

Bevölkerung der Erde in Millionen Einwohnern

Erdteil	1650	1E50	1850	1950
Afrika	100	100	100	199
Nordamerika	1	1,3	26	163
Südamerika (südl. des Rio Grande)	7	10	33	163
Asien (ohne USSR)	257	427	656	1379
Europa (einschl. gesamter USSR)	103	144	274	573
Ozeanien	2	2	2	13,2
Gesamte Erde	470	694	1091	2495

Gebet des Kraftfahrers

Herr und Gott!
Wenn ich am Lenkrad sitze,
gib mir eine feste Hand
und ein wachsames Auge,
damit niemand durch mich verletzt wird.
Du hast alles Leben erschaffen,
und kein Eingriff von mir
soll diese Gabe nehmen
oder schädigen.
Beschütze mich und alle
die sich mir anvertrauen,
vor Unfall.
Laß mich nicht durch
zügelloses Fahren die
Schönheit dieser Welt vergessen.
Erfülle mich mit Verantwortung
in meinem Beruf
und laß mich ihn so ausüben,
daß ich nach meinen Fahrten
auf den Straßen der Erde
einst mein Ziel in der Ewigkeit erreiche,
Deine Herrlichkeit im Himmel! Amen.



"Es werden Tage kommen, da ihnen der Bräutigam genommen wird" (Matth. 9:15). Nun ist "Christus, unser Osterlamm geschlachtet worden" (1. Cor. 5:7). Es steht geschrieben: "Es ist besser, daß ein Mensch für das Volk stirbt, als wenn das ganze Volk zugrunde geht" (Mark. 10:34). Es steht aber auch geschrieben: "Nach drei Tagen wird Er wieder auferstehen!" (Mark. 10:34).

"Horche auf, o Himmel, und rede! Erde, vernimm die Worte meines Mundes: Unserem Gott gebet die Ehre! Gottes Werke sind wahr, gerecht sind Seine Wege! Gott ist getreu, in Ihm ist kein Trug! (Deut. 32:1-4).

"Meine Seele dürstet nach dem lebendigen Gott. Wann darf ich kommen, daß ich Gottes Antlitz schaue." (Ps. 41). "O Herr, Liebhaber des Lebens" (Weish. 11:26): "Vom Mutterleibe an bist Du mein Gott! Nicht ferne bleibe mir. Die Not ist nahe, und niemand hilft" (Ps. 21:11,12). Du "Jesus Christus bist unsere Hoffnung" (1. Tim. 1:1). "Bekehre uns, o Herr, zu Dir" (Klagl. 5:21), damit wir "Ihn erkennen und die Macht Seiner Auferstehung sowie die Gemeinschaft mit Seinen Leiden" (Phil. 3:10).

Der Mensch und die Arbeit

Durch Automation und Technisierung entstehen neue Probleme

Immer wieder ist, bis zur phrasenhaften Verflachung, der Spruch zitiert worden: "Der Mensch ist der Mittelpunkt der Wirtschaft." Der Anspruch entspricht letztlich dem christlichen Geheiß: "Macht die Welt Euch untertan", in dem Sinne, daß der Mensch über die Materie, die er ständig zu seinem Nutzen verändert, der Herr ist und sich nicht von seinem eigenen technischen Gebilden unterjochen läßt.

von Adolf Leweke

Die Bedürfnisse der Menschen mehren sich ungehemmt. Nur eine konforme Steigerung der Produktivität, getragen von einer hochentwickelten Technik, vermag sie zu befriedigen. Daneben aber wird eine Verkürzung der Arbeitszeit angestrebt.

In der modernsten Form der Technik, der Automation (das ist die Selbststeuerung eines ununterbrochen fließenden Bearbeitungsprozesses), ist der Mensch wieder Beherrscher der Maschinen, die er erfand. Er tritt aus der Produktionsstruktur heraus und gibt dem elektronischen Kalkulator seine Befehle,der die Maschinen lenkt, die die Erzeugung ganz und fehlerlos bewältigen.

Die vollautomatische Fertigung, deren Apparatur riesige Investitionen erfordert, hat aber ihre Begrenzung. Man rechnet, daß sie sich auf etwa 30 Prozent der Gütererzeugung erstrecken kann.

Der Großteil der maschinellen Fertigung wird in Formen betrieben, die die menschliche Arbeitskraft brauchen, aber durch eine halbautomatische Maschinentechnik und eine ausgeklügelte Rationalisierung der Arbeitsgänge den rein körperlichen Einsatz entlasten und dafür eine höhere psychische Beanspruchung erfordern. Das geht bis in die mechanisierte Büroarbeit, in die technisierte Landwirtschaft und das ebenfalls moderne technische Einrichtungen benötigende Handwerk hinein.

Eine technologische Arbeitslosigkeit ist trotz des vielfachen Ersatzes menschlicher — besonders manueller — Arbeitsleistung durch die hochentwickelte Maschine nicht zu befürchten. Die erhöhte Produktion, einschließlich der Herstellung der modernen Maschinen, das Entstehen von Nebengewerben, vornehmlich als Reparaturbetriebe, und die Vermehrung von Arbeiten der persönlichen Dienstleistung sorgen für einen hohen Beschäftigungsstand.

Die psychische Belastung

Das ist eine ernste Sorge. Eine wirkliche Entlastung des menschlichen Organismus durch den gesteigerten Wirkungsgrad der Maschinen hätte sich in einem Sinken der Krankenziffern in den Betrieben erweisen müssen. Diese Hoffnung hat sich nicht erfüllt. Es traten neue Leiden auf, die in den nervlichen, geistig-seelischen Beanspruchungen ihren Ursprung haben, denen der Arbeitende in der hochtechnisierten Arbeitsstätte ausgesetzt ist.

Eine Tagung der Rationalisierungsgemeinschaft "Mensch und Arbeit", besucht von mehr als 200 Betriebspraktikern, Medizinern, Arbeitswissenschaftlern und Gewerkschaftlern, beschäftigte sich kürzlich in Frankfurt eingehend mit diesem Problem.

Völlig trennen lassen sich körperliche und psychische Belastungen und Ermüdungserscheinungen nicht. Die letzteren aber beginnen vorzuwiegen. Sie wirken länger und sind im Organismus gefährlicher. Es entstehen Leistungsshwächen und Berufskrankheiten, die noch wenig durchforscht sind, deren Einfluß sich aber schon unheilvoll bemerkbar macht. Eine langwieriege Untersuchungstätigkeit von Medizinern, Psychologen und Arbeitstechnologen muß noch die Erkenntnis schaffen, die die Methoden der Heilung ermöglichen.

Arbeitszeit und Produktion

Das ist das zweite Problem, das mit dem Vorbenannten zusammenhängt. Es ist leicht gesagt: "Die Arbeitsanspannung, die zu gefährlichen Ermüdungserscheinungen führt, muß durch längere Freizeiten ausgeglichen werden."

Aber höherer Lebensstandard durch gesteigerte Produktion, die einen großen Investitionsaufwand erfordert und gleichzeitig verkürzte Arbeitszeit mit Lohnausgleich und weitere Einkommenerhöhung, ist eine Rechnung, die nicht völlig aufgeht.

Man sollte sich im Interesse der menschlichen Gesundheit und Arbeitskraft klar werden, daß ein Ausgleich verkürzter Arbeitszeit durch Erhöhung der menschlichen Arbeitsleistung kaum möglich ist.

Die Arbeitsverkürzung von 48 auf 45 Wochenstunden war hauptsächlich durch Ausschaltung unproduktiver Zeiten und Organisationsmängel, also durch Rationalisierungen, erreichbar. Doch schon die Erhöhung der täglichen Arbeitszeit auf 9 Stunden, um die an sich begrüßenswerte Fünftagewoche zu gewinnen, bringt bei manchen Arbeiten bedenkliche Belastungen.

Eine Verkürzung auf täglich 8 Stunden, also die Vierzigstundenwoche, ist nur durch gesteigerten Kapitaleinsatz möglich. Es stellt sich die Frage, wieweit die Wirtschaft höhere Investitionen und höhere Einkommen gleichzeitig tragen kann. Man soll die Tatsa-

Islam und Christentum

Ist der arabische Nationalimus eine Gefahr für die Christen im Nahen Osten?

von Edmund Plazinski

Mein Gesprächspartner hieß Mustafa Karim. Er ist 38 Jahre alt, Ägypter, und Lehrer an einer höheren Schule Kairos. Wir lernten einander bei einer befreundeten Familie in einer westdeutschen Großstadt kennen. Karim hält sich schon seit einigen Monaten zu Studienzwecken in Deutschland auf. Er ist gläubiger Islamit. Er beachtet streng die Abstinenzgebote seiner Religion und läßt sich auch nicht durch gesellschaftliche Verpflichtungen von den vorgeschriebenen Gebetszeiten abhalten. Der Gebetsteppich gehört zu seinem Reisegepäck.

Unsere Unterhaltung an diesem Abend trug eine durchaus heitere Note, bis unser Gastgeber plötzlich durch ein Wortspiel die zwiespältige Politik Nassers glossierte und so das Gespräch in "politische Bahnen" lenkte. Mustafa Karim deutete die Politik Nassers wie folgt: "Was heute in den arabischen Staaten des Nahen Ostens vor sich geht, ist nichts anderes als das, was sich im vergangenen Jahrhundert in Deutschland zur Überwindung der Kleinstaaterei abgespielt hat. Der arabische Nationalismus richtet sich nicht nach außen. Er erstrebt lediglich ein einheitliches arabisches Reich."

Man kann es keinem Volke verübeln, wenn es in der gegenwärtigen Weltsituation, in der geistigen Auseinandersetzung zwischen Ost und West, auf der Suche nach einem eigenen Standtpunkt sich zunächst zu einer staatlichen Einheit zusammenschließt, um seinen politischen Kredit zu erhöhen. Etwas verwundert war ich jedoch, als Karim im weiteren Verlauf des Gespräches sagte: "Natürlich geht es uns nicht nur um eine staatliche Einheit aller Araber. Das soll nur eine Vorstufe sein. Wir wollen ein großes islamitisches Reich, zu dem alle Völker gehören sollen, die sich zur Lehre Mohammeds bekennen."

Mustafa Karim steht mit seiner Gleichsetzung von Islam und Arabertum nicht alleine da. In ungezählten Gesprächen mit Angehörigen arabischer Staaten habe ich feststellen können, daß der Traum vom Großreich des Kalifen noch nicht ausgeträumt ist. Millionen Araber schauen heute nach Kairo. Für sie ist Nasser, dessen Foto als Pilger und Büßer vor der Kaaba zu Mekka seinerzeit von geschickten Propagandamanagern in fast allen arabischen Zeitungen publiziert wurde, der würdigste Nachfolger auf dem Throne des Propheten. Es ist in diesem Zusammenhang auch nicht unwesentlich, daß sich der letzte Kalif in Ägypten aufhielt und daß der türkische Sultan Selin I., der im Jahre 1517 dem letzten rechtmäßigen Kalifen die Würde entriß, seinen geistlichen Herrschaftsanspruch mit der Eroberung Ägyptens begründete.

Gerade in der Vereinigten Arabischen Republick Nassers hat sich die Lage der Christen in den letzten Monaten weiterhin verschlechtert. Die christentumsfeindlichen Gesetze, die vor dem Zusammenschluß der beiden Teilstaaten in Ägypten erlassen worden waren (hier vor allem die Ehegesetze), haben auch ihre Gültigkeit für Syrien erhalten. Die Benachteiligung christlicher Beamter im öffentlichen Dienst gehört schon fast zur Tagesordnung.

Zu den 79 Millionen Mohammedanern in den Ländern des Nahen Ostens kommen fünf Millionen Christen, die für sich das Recht in Anspruch nehmen, nach Herkunft und Geburt Bürger ihres Landes zu sein. Doch wird ihnen dieses Recht immer wieder streitig gemacht.

In der Vereinigten Arabischen Republick leben 3,5 Millionen Christen. Unter ihnen 325 000 Katholiken. In Jordanien sind es unter 128 000 Christen 55 000 Katholiken. Im Irak sind von 280 000 Christen 170 000 katholisch. Überall begegnet man mit gleichem Mißtrauen den christlichen Mitbürgern. Zwar gilt der Islam in diesen Ländern (mit Ausnahme Jordaniens, wo es in den vergangenen Jahren wiederholt zu blutigen Ausschreitungen gegen die christlichen Araber gekommen ist) nicht mehr als Staatsreligion. Die laizistische Gesetzgebung hat damit aufgeräumt. Man weiß aber nur zu gut, daß der Islam die einigende Kraft bei allen panarabischen Bestrebungen war und ist.

Wenn es bis heute noch nicht zu einer innenpolitischen Befriedigung im Libanon gekommen ist, so ist das diesen Umständen zu verdanken. Nicht die einseitige proamerikanische Politik des früheren Präsidenten Schamun, die ja auch von vielen christlichen Würdenträgern verurteilt wurde, sondern die islamitisch-panarabischen Konzeptionen gewisser mohammedanischer Kreise haben den Burgfrieden, der im Jahre 1943 zwischen Christen und Mohammedanern geschlossen worden war, aufgehoben.

---

chen doch real betrachten. Es gibt keine Wunderlösungen in der Wirtschaft. Das dumme Wort vom Wirtschaftswunder sollte endlich aus unserem Sprachschatz verschwinden.

Niemand ist auch bereit, eine Verdienstminderung in Kauf zu nehmen, um eine kürzere Arbeitszeit zu erlangen.

Doch der technische Fortschritt, der Arbeitserleichterungen schafft, ist gutzuheißen. Schon fiel auf der Frankfurter Tagung das Wort, daß die moderne Produktionsweise eine mörderische Akkordarbeit überflüssig machen müßte.

Eine Senkung des erreichten Lebensstandards kommt zwar nicht in Betracht. Aber entscheidend bleibt doch die Frage, den Konsumanspruch mit einer durch erhöhten Kapitaleinsatz gesteigerten Produktivität in Einklang zu bringen, ohne den Menschen zu überfordern und eine weitere Senkung der Arbeitszeiten zu verbauen.

Gewonnene Freizeit zu wahrer Entspannung in menschenwürdiger Form zu nützen, ist das ethische Problem, das dabei auftritt, und zu dessen Lösung die Kräfte des Christentums in erster Linie berufen sind. –

Ein Opfer des Beichtstuhles

von **Adolf Innerkofler**

8. Fortsetzung und Schluß

Ruhelos verlief ihm auch der folgende Tag; gerne wäre er in eines der Gasthäuser gegangen, er wagte es jedoch nicht, denn das merkte er auch, die Katholischen waren zu aufgeregt; einmal wollte er schon hinaus zum Galgen, den Gehenkten sich anzusehen, — eine Angst befiel ihn, ein schreckliches Grauen hielt ihn ab. Als es endlich Abend wurde schickte er kurz entschlossen ins Gasthaus und ließ sich mehrere Krug Wein holen. Und nun begann er zu trinken. Und damit kam auch eine gewisse Ruhe, ja mit den erwachenden Weingeistern kam eine gewisse Zuversicht und ein Stolz, daß er schließlich ein Heldenstück verbrachte. Sollte ihn der König, sollte ihn vor allem der Gönner Schlabrendorf nicht dafür belohnen?

Frisch gewagt, setzte er sich hin und schrieb eine Eingabe an die Regierung in Breslau: man möge ihm eine Belohnung gewähren, weil er es durch Findigkeit und Energie zuwege gebracht, daß ein katholischer Pfaff überführt und gehenkt worden.

Befriedigt schaute er auf diesen seinen Einfall und das Schriftstück; rosige Hoffnungen flatterten durch seinen Kopf; der Wein schmeckte immer besser und besser, bis er in hagelvollem Rauschschlaf hinsank auf sein Bett.

Als er aber am nächsten Tage, dem Silvestertage, erwachte, den Kopf doppelt wüst und leer, im Herzen das Grauen eines doppelten Jammers, wagte er doch nicht das Schriftstück wegzusenden.

Und die Qual schlafloser, gewissensgeplagter Nächte sollte er noch oft verspüren durch seine fernere Lebenszeit.

*

Und hätte Schulz sein Schriftstück auch abgesandt, die Regierung hätte es wohl kaum mehr gewagt, seine Forderung zu gewähren; denn im katholischen Volke und selbst in einem Teile des evangelischen gewann die Gestalt des Erhenkten immer mehr einen religiösen Glorienschein.

Drei Tage nach der Hinrichtung verbreitete sich in Glatz das Gerücht: an der Leiche gehe Wunderbares vor sich, es fließe frisches Blut aus ihrem Munde. Man ging scharenweise hinaus es zu sehen, und es war so. Die Leute hielten es für ein Wunder, denn die natürliche Erklärung, die später ein Arzt gab, wußten sie noch nicht. Wie eine Untersuchung, die freilich erst zwei Jahre später geschah, genau ergab, hatte sich Pater Andreas, als er durch den Stoß von der Leiter in die Schlinge fiel, unwillkürlich in die Zunge gebissen; der Mund des Sterbenden hatte sich geöffnet, und da an jenem Tage große Kälte und ständiges Schneetreiben herrschte, war Schnee auch in Mund und Nase des Gehenkten geweht worden und hatte sich dort mit dem Blut vermengt und festgelegt; als nun aber Tauwetter eintrat, schmolz es wieder und blutrotes Schneewasser tropfte aus dem Munde der Leiche. — War es also auch kein Wunder, den Leuten fiel es auf; zu ganzen Scharen wanderten sie hinaus und sie fanden, daß, so greulich der Anblick der verwesenden Leiche des Spions war, an der Leiche des Paters Andreas nichts Schauerliches haftete: seine langen Haare leuchteten goldgelb, die Züge des Gesichtes waren wie lächelnd, die Augen waren offen und deutlich konnte man deren Sterne sehen; Daumen und Zeigefinger der rechten Hand, die mit der linken auf den Rücken gefesselt war, hielt er zusammen, wie es die Priester tun, wenn sie die heilige Hostie halten; er hatte damit im letzten Augenblick noch sein Messingkreuzchen gehalten, das dann der Scharfrichter weggenommen und dem Pater Augustin gebracht hat.

Dann erzählten sogar die Soldaten folgenden Vorfall: Eine Truppe von ihnen habe vor kurzem auf der Königshainer Straß einen gekochten Kalbskopf gefunden; roh auflachend habe nun einer aus jener Truppe gesagt: "Ach was, das ist kein Kalbskopf, das ist der Kopf des am Galgen hängenden Pfaffen!" Doch plötzlich verstummte der Mann, stürzte zusammen, besinnungslos, und starb schon im nächsten Augenblick; am selben Abend noch wurde er begraben.

Einen ungeheuren Eindruck machte diese Erzählung im Volke. Hatte man bis jetzt viel für Pater Andreas gebetet, so begannen jetzt manche schon zu ihm zu beten, daß er bei Gott Fürbitte einlege in ihren Anliegen, und viele behaupteten erhört worden zu sein, namentlich kranke Frauenspersonen gewannen ganz unerwartete Heilung.

Im Volke verbreitete sich um so mehr die Anschauung, daß er wahrhaft ein Märtyrer sei, zum größten Verdruß der Behörde.

Dem armen Bruder des Gehenkten, dem Oberkaplan Augustin, bot dies einerseits großen Trost, andererseits aber steigerte es bei ihm in Verbindung mit seiner bitteren, aufgeregten Trauer eine wahre Exaltation. Er hatte sich noch nicht gefunden.

Aufgeregt erschien er am 3. Februar beim Kom-

mandanten D'O und bat, "er möchte ihm doch die einzige Gnade bei Sr. Majestät auswirken, daß er neben seinem Bruder zur Ehre Gottes und seiner heiligen Kirche gehangen werden möchte."

Da verließen den feinen Italiener, der seit dem Tode des Paters Andreas in seinem Innern Unerträgliches genug ausstand, auch die langgewöhnten feinen Manieren; zornig fuhr er den Priester an: "Schauen Sie, daß Sie weiterkommen, oder —! Sie sind verrückt und ein kompletter Narr!"

Beschämt ging Pater Augustin heim. D'O fand den Vorfall der Mühe wert ihn an den Minister von Schlabrendorf berichten zu lassen, und es war ihm einige Genugtuung, als von diesem umgehend der Bescheid kam: "Se. Exzellenz tragen kein Bedenken, den Faulhaber auch für verrückt zu deklarieren."

Damit entging D'O doch seinem Schicksal nicht, wie es auch mit der Zeit über Fouqué hereinbrach. D'O sollte noch ein echtes Pilatusverhängnis finden.

*

Die Zeit und das Zureden der für seine Gesundheit besorgten Mitbrüder ließen auch den armen Oberkaplan nach und nach zu einer ruhigeren, gesünderen Auffassung kommen. Und so reifte in ihm der Plan das Andenken an seinen Bruder, den er Tag und Nacht vor Augen sah, nach Kräften der Nachwelt zu erhalten. Und andere unterstützten ihn. Er begann, so schwer es ihm anfangs fiel, sich alles zusammenzuschreiben. Schlicht, einfältig sind seine Aufzeichnungen, so wie er selbst schlicht und einfältig war.

Er erzählt: wie seine und seines Bruders Ureltern in Königshain gewesen, wo sie ob ihres treuen katholischen Bekenntnisses leider viel ertragen mußten; wie der stramme und doch gütige Vater Schmied geworden, nach Glatz zog und dort in der Böhmischen Gasse Werkstätte und Haus hatte, vermählt mit einer kreuzbraven Mutter, einer geborenen Breinerin. Mit schlichtem Sohnesstolz erzählt Pater Augustin, wie der Vater ein tüchtiger Bürger von Glatz geworden, wie er sich zum Huf- und Wagenschmied aufgeschwungen, ja zum Großuhrenmacher, der die Turmuhren von Glatz, Schweidnitz und Liegnitz fertigte. So wurde das Schmiedhaus in der Böhmischen Gasse ein angesehenes Haus. Und dort seien sie geboren und herangewachsen, er und der Andreas, dieser am 21. Mai 1713; gerne habe der Vater den älteren Sohn Augustin studieren und Priester werden lassen; als aber auch der jüngere, Andreas, dasselbe wollte, schüttelte der Vater sinnend den Kopf und sagte: "Es wird von unten herauf ein großer Krieg entstehen, die Geistlichen werden hart verfolgt werden und aufgehängt, werde drum kein Geistlicher!" Andreas aber ließ nicht nach, er verstand zu überwinden ,er verstand es zeitlebens. Und der Segen Gottes war mit ihm. Denn er war kindlich from.

Mit Tränen in den Augen schrieb es Pater Augustin, wie Andreas schon als Knabe so gerne in den Gottesdienst gegangen, am liebsten in die Pfarrkirche vor das königlche Gnadenbild der Madonna des seligen Arnestus. Er hatte eine schöne, helle Stimme, wurde Sängerknabe und sang hell und rein das tägliche "Salve Regina" vor dem Gnadenaltar. Einst träumte ihm in der Nacht, er werde dazu gerufen; alsbald stand er auf, verließ das Haus und ging durch die beiden Gassen zum Kirchentor; dieses war verschlossen, es schlug erst Mitternacht. Voll kindlichen Schreckens lief er nach Hause und kroch ins Bett.

Mit tiefgerührtem Bruderstolz schrieb es Pater Augustin auf, wie brav und fleißig und fromm der sonst so muntere und zu allem geschickte Andreas auch in der Lateinschule war und wie die gestrengen Patres Jesuiten, seine Lehrer, ihn lieb hatten.

Unter dem Nachlaß des Gehenkten fand Pater Augustin auch noch das Zeugnis aus Prag, wo Andreas nach der Glatzer Lateinschule durch drei Jahre Theologie studiert hatte. Es war am 22. Juli 1736 ausgestellt und sorgsam schrieb es der Oberkaplan in seine Gedenkblätter. Da wurde von diesen drei Jahren bezeugt, Andreas

"Habe einen ausgezeichneten und lobenswerten Fleiß gezeigt und an Tugendstreben und Sittsamkeit seinen Erziehern wahrhaft zur Genugtuung gereicht."

Unterschrieben war dieses Zeugnis von den Theologieprofessoren Dr. Felix Rechenberger, Dr. Thaddäus Schweiger und Dr. Eduard Schiefer.

Andreas war eben 23 Jahre alt; Er hätte geweiht werden können, doch bekam er den Tischtitel d.h. die nötige Zusicherung des Lebensunterhaltes nicht. Dreizehn volle Jahre mußte er warten, von seinem 23. bis zu seinem 36. Lebensjahre! Die "schönsten Mannesjahre"! Sie waren wohl bitter genug, denn um leben zu können mußte Andreas in besseren Bürgershäusern Stunden geben und kleinen Lateinschülern helfen. Er zeichnete aber auch, gravierte Kupferplatten zu schönen Heiligenbildern, schrieb damals schon an seinem Arnestusbuch, hielt Singstunden, dichtete und vertonte Kirchenlieder und sang sie mit dem Volke in der Pfarrkirche, auch half er beim Schmücken des Gnadenbildes und bei dessen Bekleidung mit den nach den Festzeiten verschiedenen prachtgestickten, seidenen Gewändern.

Indessen war auch der Krieg gekommen "von unten herauf" und Glatz war 1742 preußisch geworden. Fouqué begann seine Herrschaft, den Geistlichen ging es nicht allzu gut. Dem Andreas aber verblaßte es nicht sein Priesterideal. Wohl mochten ihm die ahnungsvollen Worte des Vaters vor der Seele stehen; doch da er das Vorgehen des Generals Fouqué beobachtete, sagte er bloß: "Vielleicht bin ich der erste Märtyrer der Grafschaft!"

Endlich, 1749, er war er bereits 36 Jahre alt, gewährte ihm der vornehme Bürger und ehemalige kaiserlich königliche Postmeister und Falzfaktor Karl Günzel den Tischtitel. So wurde er 1750 in Prag geweiht, und am 29. September jenes Jahres hatte er seine Primiz in Glatz, nun bereits ein wahrhaft gereifter 37 jähriger Mann.— O wie war es damals schön! Er, der geistliche Bruder, Pater Augustin, assistierte beim Primizamt dem Andreas zugleich mit Ignaz Scharf, dem geistlichen Sohne der Schwester ihres Vaters. O wie war es damals schön!

Und nun? —

Es war eine wehmütig-freudige Arbeit, dieses Aufschreiben aller Notizen über Pater Andreas. Sie gewährte ihm einige Genugtuung. Doch verzehrte er sich immer noch in Trauer und Sehnsucht. Der greise Dechant Scholz wurde immer besorgter um die Gesundheit seines Oberkaplans: die Erinnerungen an den gräßlichen Vorfall waren zu grell; das Pfarrhaus, das Heimathaus, die Bastion am Böhmischen Tor, die Festung, ja selbst der Galgen waren zu unmittelbar in der Umgebung. Scholz suchte den armen Geistlichen einigermaßen zu befreien und erwirkte es, daß Pater Augustin 1758 noch als Pfarrer nach Altwilmsdorf ziehen konnte.

So nahm er Abschied von Glatz, doch nicht ohne vorher ein gutes Werk der Barmherzigkeit zu tun Leopold Aster, der unglückliche Geistliche, war nun zwar aus der Festung entlassen worden; unterstandslos wußte er nicht wohin; Oberkaplan nahm ihn ins väterliche Haus auf und gewährte ihm Wohnung und Unterhalt. Leopold Aster, der als Großdechant den kleinen Andreas Faulhaber wohl kaum der Beachtung wert hielt, gewahrte nun neuerdings, was aus der priesterlichen Geistesrichtung solcher Naturen zu erblühen vermag. Seit jenem Weihnachtstage droben auf der Festung war er nun aber auch selbst ein anderer geworden.

*

Doch auch nach Altwilmsdorf kam dem Pater Augustin noch Kunde genug, die er seinen Blättern über den Andreas einverleiben konnte.

So hörte er von immer neuen Erhörungen, die man auf die Fürbitte dieses "Märtyrers", so nannten ihn die Leute ungescheut, erlangt haben wollte. Selbst eine kranke Soldatenfrau, die Gattin eines Feldwebels, verlangte dringend zum Galgen gebracht zu werden, wo sie den Erhenkten anflehen wollte; natürlich erlaubte es die Garnisonsbehörde nicht.

Und die Kinder von Glatz! — Die Sängerknaben voran! Da hatte wohl auch der lange Arnesti vom "Goldenen Lamm" seine Hand und sein Mundwerk im Spiele. Kühn sammelten sie sich zu einer Prozession und zogen betend und Lieder singend zum Galgen. Freilich wurden sie dort von Soldaten verjagt.

Von nun an war beim Galgen ein Wachtposten aufgestellt. Die Leiche durfte nicht abgenommen werden.

Aber auch die Soldaten staunten, daß sie trotz Schnee, Regen und Sonnenschein, trotz Hitze und Kälte nicht verweste. Die Leiche des Spions hingegen war schon längst zerfallen. Bei Pater Andreas blieb alles unversehrt. Sein Haar leuchtete goldgelb, seine Züge blieben deutlich kennbar und freundlich. Und merkwürdig blieb es den Soldaten, daß sich keine Krähen und Raben näher wagten, nur Amseln, Drosseln, Rotkelchen und Finken. Die sangen um die Wette auch hoch vom Galgen herab.

Zwei Jahre und sieben Monate blieb die Leiche des Priesters hängen.

11. Endlich begraben.

Viele Ereignisse rollten in den beiden Jahren dahin, fernere und nahe. Der Siebenjährige Krieg nahm seinen Fortgang mit Schlag und Rückschlag, Rückschlag und Schlag. Auch in der behördlichen Anschauung über die Katholiken geschah Sonderbares: die Vorurteile v. Schlabrendorf und Fouqués erlebten Niederlagen.

Eigene Untersuchungsrichter waren von Berlin gekommen auf des Königs Befehl; und der Erfolg? Alle eingekerkerten Geistlichen mußten freigesprochen werden, selbst die fünf Jesuiten, selbst der Dominikanerpater Jordan. Und die Breslauer Klosteroberen? Sie sollten Ungezählten zur Flucht verholfen und Unterschlupf geboten haben. Doch nach schier endloser Reihe peinlichster Untersuchungen erschien ein Urteil: "daß, obzwar die Inkulpaten samt und sonders wegen ihres widrig gesinnten Betragens eine nachdrüchliche Bestrafung, der sämtlichen katholischen Geistlichkeit zur Warnung und ihnen zur Korrektion, wohl verdienten, der König doch, aus besonderer Gnade gegen die Prälaten, Oberen und Geistlichen der Breslauer Stifter und Klöster, gegen dieselben von fernerer Ahndung ihres Betragens entbinden und loszählen, mithin die Untersuchungssache völlig niederschlagen wolle. . . . Sie würden demnach ihres Arrestes entbunden, um sich in ihre Klöster zu begeben und ihre geistlichen Verrichtungen fortzusetzen."

Doch selbst diese Form der Freisprechung war nur eine Kriegslist, denn v. Javiges hatte dem König berichten müssen, "daß niemand vom Militär- und Zivilstande denen Kommissariis eigentlich spezielle Umstände suppeditieren können dahero von dem Kammersfiskal und den Kommissariis nichts Zuverlässiges von strafbaren Vergehungen wider die Geistlichkeit herausgebracht worden."

Er gibt daher dem König den Rat, die Sache "aus höchsteigender Bewegung", "niederzuschlagen", "damit die Geistlichen es noch als eine Gnade ansehen."

Dazu meinte freilich der bockbeinig versteifte von Schlabrendorf, "daß die katholischen Geistlichen durch die Gewalt, welche sie im Beichtstuhle und sonst ausübten, ihre Glaubensgenossen hinreichend zu "vinkulieren" verständen, um vor belastenden Aussagen derselben unter allen Umständen sicher zu sein."

Über solche Ansicht hat wohl auch der stets spöttische König gelacht.

Aber Pater Faulhaber hatte daran glauben müssen. — Ob nicht sein Tod auch beim Herrgott eine Abkürzung der Prüfung erwirkt hat?

Wenigstens hörten mit seiner Hinrichtung tatsächlich die Priesterverfolgungen auf. Den Hauptschuldigen aber nahte das Verhängnis.

König Friedrich hatte sich im Laufe des Krieges nach Sachsen gewendet und verlegte sich auf die Belagerung von Dresden. Indessen sollte den schlesischen Teil der Landesgrenze gegen Österreich General Fouqué schützen; bei Landeshut hatte er ein Lager aufgeschlagen. Doch Maria Theresia, die große Kaiserin, hatte einen hochgenialen Feldherrn gewonnen, den unsterblichen General Laudon. Mit Blitzesschnelle fiel der über das Lager her und —

Eben war an jenem Abend eine große Gesellschaft beim "Goldenen Lamm" in Glatz. Heute war sie be-

sonders groß und alle waren besonders fröhlich, freilich in einer etwas versteckten Fröhlichkeit, gleichsam so mit einem Lachen auf den Stockzähnen. Arnesti war in diesen zweieinhalb Jahren ein baumlanger, gertenschlanker, fünfzehnjähriger Junge geworden. Wenn er redete, schlug die Stimme leicht in einen ulkigen Diskant um. Lustig neckte ihn darob der breitschulterige, rotbärtige Schmied: "Mit dem Singa, Jüngla, is es ock wohl nischt mehr, die Stimme scheppert ja wiar a alter, verrissenen Milchhafa!" Und da der Junge rot wurde, tröstete er: "Aber gelt ja, das tut nischt, deswegen bring' uns noch alleweil a Schöppla, 's eene ums anre, heunt seen mer alle gut uffgelegt; gelt ja?" Und er zwinkerte, seinen Krug dem Arnesti hinreichend, lustig in die Runde und auf die Soldaten hin, die stumm und fast gedrückt um den Tisch in der Ecke drüben saßen.

"Heunt hat's amal eenen derwischt! Gelt ja?" sagte er noch lachend .

"Pst! Pst!" machten andere.

Doch der Schmied lachte.

Aber auch in den Augen des Arnesti flammte der Schalk auf; er gab dem Schmied den frischgefüllten Krug hin und trat in echter Jungenkeckheit zum Soldatentisch, ein frohes Leuchten in den blauen Bubenaugen: "Its's wahr, ihr Herren, Fouqué, der General, ist bei Landeshut gefangen? Von den Österreichern gefangen?"

"Wer sagt das?" fuhr der Sergeant auf, der mitten unter den Soldaten saß.

"Na, alle sagen's. Die ganze Stadt weeß es!" rief der Schmied von seinem Tische her.

"Ihr Glatzer", erwiderte der Sergeant mit Schärfe, "ihr freut euch wohl, daß es dem Gouverneur so ergangen ist? Aber wartet nur, bald wird es auf Glatz losgehen, denn Laudon will gewiß auch diese Stadt haben!"

Die Männer am Tische des Schmiedes schüttelten nachdenklich die Köpfe; doch der Schmied rief: "Mag's ock! Wir haben ock wohl an tüchtigen Kommandanten, der sich zu helfen weeß mit seinen vielen Soldaten und der scheenen Festung?"

Der Sergeant zuckte bloß die Achseln und trank seinen Krug leer.

Und die Gottschlichmutter trat hinter der Schankbudel heraus und sagte, zu ihm gewendet: "Na, wissen Sie, Herr Sergeant, ick nehm' mir ock keen Blatt vor'n Mund: 's wird zwar nicht scheen wer'n wir müssen's halt leida; daß wir aber nit viel Mitleida han mit'm Herrn Gouverneur, werden S' auch versteh'n. — Denken S' ock, was mer amal gered't hat über'n Pater Faulhaber, der noch immer drunt hängt am Galgen! 's wird nix schaden, wenn der Herrgott 'n Herrn Gouverneur a wenig kleiner macht!"

Der Soldat ging.

*

Wenige Tage später donnerten schon die Kanonen. — Arnesti hatte recht gehabt; das Herr bei Landeshut war von Laudon geschlagen, Fouqué von den Österreichern gefangen worden, und nun — galt es Glatz.

Das war ein Drängen und Treiben in der Stadt! 111 Offiziere und 2303 Gemeine beherbergte sie allein an Soldaten. Wie wahnsinnig jagte sie D'O, der Kommandant hin und her; er war nervös geworden und voll böser Ahnungen. Auch die Bürger der Stadt kamen aus der Aufregung nicht heraus; die Leute vom Neuland mußten ihre Häuser niederreißen; die vom Roßmarkt und der Königshaynergasse mußten in die Stadt heraufwandern und ihre Wohnungen allein lassen, es waren die Schleusen gespannt worden; zwei Vorwerke vor dem Böhmischen Tor wurden in Brand gesteckt, ebenso die vor dem Grünen Tor und im Hasengraben und so auch der Komturhof. Kommandant D'O war in fieberhafter Eile.

Denn auch die Österreicher rückten mit unheimlicher Ruhe heran. Schon am 21. Juli trieben sie ihre Laufgräben vom Rentamt bis zum Hasengraben, nur 50 Klafter von den Palisaden entfernt. D'O ließ feuern, was die Stücke hielten, aus Mörsern,, aus Kanonen. Die Österreicher störte es nicht. General-Feldzeugmeister Graf v. Harsch hatte von Laudon den Befehl bekommen, die Stadt zu nehmen, und mit aller Kraft begab er sich nun daran. 90 Bomben, 98 Haubitzen, 12 Körbe mit Granaten, 473 Stückkugeln hatte D'O am 24. Juli auf die Belagerer verschießen lassen; sie arbeiteten sich ruhig näher. Am 25. Juli waren es 46 Bomben, 4 Haubitzen, 873 Kugeln und 12 Granatkörbe; die Österreicher vollendeten ihre Vorbereitungen. Der geniale Ingenieur Gribeauvall hatte sie geleitet; aus Olmütz war über Habelschwerdt das Belagerungsgeschütz gekommen; am 25. Juli abends waren die Laufgräben vollendet, 16 Batterien aufgestellt.

So kam der 26. Juli 1760. der St.-Annen-Tag. Schon um 5 Uhr früh begann das österreichische Geschütz zu donnern, und zwar auf die alte Festung. Nicht lange und die Belagerten mußten schon eine Flesche, den Kranich, räumen. Alsbald schickte Laudon selbst zwei Kompanien Grenadiere dahin ab und Oberstwachtmeister von Bechard besetzte mit Freiwilligen den verlassenen Kranich. Zweimal stürmten die Belagerten dagegen, vergeblich; die Grenadiere erhielten Verstärkung, drangen dann mit den fliehenden Preußen in die Festung, und da ergab sich die ganze Besatzung. Blitzschnell drangen die Österreicher aus der alten Festung herab in die Stadt und begannen zu plündern. Eine bange Stunde verlebte das Volk von halb neun bis halb zehn Uhr vormittags; doch da hißte auch die neue Festung die weiße Fahne und ergab sich. Um zehn Uhr vormittags war alles vorüber; in nicht weniger als fünf Stunden war Glatz erobert, die Besatzung gefangen, mit ihr der Kommandant D'O, der wahrlich nicht allzu tapfere Italiener.

Ungeheure Magazine und 203 Artilleriestücke fielen Laudon in die Hände. Er gab den Befehl, die eingeborenen Gefangenen in die Heimat zu entlassen, D'O selbst aber mit den anderen ins Östeerreichische nach Krems an der Donau zu bringen.

*

Die Stunde, in der eingedrungene Soldaten zu plündern begonnen hatten, war für das arme Volk wohl eine harte Bedrängnis, doch bald kehrte Ruhe

und Ordnung wieder; Laudon hielt gute Kriegszucht.

Und schon am selben Nachmittag erleben die Glatzer ein rührendes Schauspiel. Mit den Österreichern war auch der Feldprediger des Molkischen Regiments gekommen, der Jesuit Pater Leixner. Der erwirkte vom Kommando den Befehl, die Leiche des Paters Faulhaber vom Galgen zu nehmen. Er tat es mit Hilfe mehrerer Soldaten. Selbst jetzt noch, nach zweieinhalb Jahren, waren die Züge des Paters Andreas kennbar; und mit Staunen sah man nur den jetzt hellvioletten Mantel zerschlissen, doch selbst die Stricke unversehrt und an der Leiche keine Spur von Verwesung.

Pater Leixner ließ sie ins Gebäude des Jesuitenkollegiums bringen. Es kamen die beiden Äzte: der geschworene Stadtchirurg von Glatz Friedrich Specht und der Physikus der Grafschaft Glatz F. Goltz; sie untersuchten den Leichnam und fanden ihn eingetrocknet, doch unversehrt; in der Zunge zeigte sich ein Biß, sie selbst war hornartig geworden. Die Ärzte stellten ihr Besichtigungszeugnis aus, dann wurde der Leichnam mit priesterlichem Ornate angetan und feierlich aufgebahrt.

Von nah und fern kam das Volk herbei und betete an der Bahre. Auch Pater Augustin eilte von Altwilsdorf her; er konnte es gar nicht glauben, daß sich keine Spur von Verwesung zeige, und schaute, ob nicht wenigstens der Augapfel von Maden angefressen sei. Kindlich glaubte er, als er später erblindete, dies sei wohl eine Strafe für seine ungläubige Neugierde.

Drei Tage später, am 28. Juli, war das feierliche Leichenbegängnis. Es kamen die Patres Minoriten, es kamen die Patres Franziskaner, die gesamten Geistlichen derStadt, doch auch die meisten Landgeistlichen kamen und dazu gegen 5000 Menschen, die dem Gehenkten eine wahre Ehrenrettung bereiteten. Feierlich wurde der schöne Sarg in die Pfarrkirche getragen, ein feierliches Requiem gehalten und dann die Leiche bestattet in der ehrwürdigen Gruft der Kirche. Auf den Deckel des Sarges taten sie eine große Zinntafel, deren Inschrift hatte Stadtkaplan P. Dominikus Heymann sorglich und mit großem Fleiße gemacht; sie lautete:

"Der wohlehrwürdige Herr Andreas Faulhaber, Sohn und Kaplan der Stadt Glatz, sieben Jahre Seelsorger, der unverdrossen das apostolische Netz auswarf, suchte mühsam sein Kreuz in den Stadt- und Festungskerkern und fand es durch einen von den Feinden unseres Glaubens ihm bereiteten Tod, der zwar schmählich, weil an dem Galgen, aber siegreich, wie wir hoffen, wegen eines unter dem Beichtsiegel verwahrten Bekenntnisses ihn im Jahre 1757, den 30. Dezember, 44 Jahre alt, traf. Nachdem er unter den Unbilden der Witterung durch zwei Jahre und sieben Monate an einem unverletzt gebliebenen Seile hängend auf eine ganz wunderbare Art an allen Gliedern unversehrt die Zeit erwartet hatte, um zur Erde bestattet zu werden, ward er nach der durch den Sieg der österreichischen Waffen geschehenen Eroberung der Stadt abgenommen und an diesem ehrenvollen Orte in Gegenwart frommer Gläubigen begraben am BR. *Juli* VGFJ. *Möge ihn sein Kreuz (Anspielung an den Namenspatron) seinem Lehrmeister zugeführt haben; wenn nicht, so hoffen wir, daß ihn der Erlöser durch seinen Kreuzestod in Gnaden aufnehme."*

Und so hatte Pater Andreas endlich auch seine irdische Ruhe gefunden!

Pilatus D'O aber kam nach dem Hubertusburger Frieden aus Krems zurück nach Schlesien. Er hatte sich nicht entblödet, die allzu rasche Übergabe der Stadt und Festung Glatz den Jesuiten zuzuschreiben, die im geheimen und in Verbindung mit den anderen Geistlichen Verrat geübt hätten. Nun aber war von den Jesuiten schon seit März 1757, also seit vollen dreieinviertel Jahren, keiner mehr in Glatz und alle in den verschiedensten Klöstern Schlesiens und Böhmens z. B. Grulich verstreut. Wie wenig dieser Verantwortung des feigen D'O, obschon sie später auch protestantische Historiker und selbst Friedrich II. behaupteten, von den Sachverständigen geglaubt wurde, bewies das Gericht in Breslau: nach genauer Untersuchung wurde D'O verurteilt, vor dem offenen Grabe erschossen zu werden. Und das Grab wurde gegraben, D'O davor aufgestellt, die Füsiliere standen bereit — jetzt erst wurde ihm das Leben geschenkt. Er wanderte zurück nach Italien und starb einsam und verlassen in einem Spital zu Turin.

Und General Heinrich August Freiherr de la Motte-Fouqué? — Auch er kam nach dem Hubertusburger Frieden aus Österreich zurück. Allergnädigst glaubte er sein altes Herrschen in der Grafschaft wieder beginnen zu können und befahl und erhoffte schon allseitig den feierlichen Empfang. Mit vielem Pomp ritt er in Glatz ein. Doch gerade dort traf ihn plötzlich und unerwartet der Befehl des Königs sich nach Potsdam zu begeben. — Kaiserin Maria Theresia hatte sich durch Geheimartikel im Hubertusburger Frieden eine andere Behandlung der Grafschaft ausbedungen und besonders sich über die Behandlung der Geistlichen beklagt. Ob es nicht ein leiser Spott des Königs war, daß er gerade Fouqué, den großen Geistlichenhasser, in den "geistlichen Stand" steckte und ihn zum "Dompropst von Brandenburg" ernannte, als welcher er auch bis zu seinem Tode (2. Mai 1774) verharrte.

Denn auch Friedrich II. hatte in seinem Innersten wohl eine ganz andere Auffassung gewonnen. Wenigstens hörten in der Grafschaft alle Priesterverfolgungen endgültig auf und der neue Gouverneur hatte mit Klöstern und Pfarrern das beste Einvernehmen zu pflegen. Wie er selbst sagte, hatte der König den Pater Andreas für einen Jesuiten gehalten, und gerade den Jesuiten wendete er von nun an seine Huld zu, ja er erhielt deren Kollegien und den Orden mit Absicht in seinen Staaten, selbst als Klemens XIV., dem Drucke gerade der katholischen Regierung folgend, 1773 den Orden aufhob. Und Friedrich II. rühmte sich seines Vorgehens sogar dem Freimaurerkönig Voltaire gegenüber: "Potsdam, 11. Okt. 1773. Dann habe ich in Schlesien meine armen Ignatier über die Strenge des römischen Hofes getröstet, ihrem Orden neue Kräfte gegeben und mache sie dem Staate nützlich, da ich ihre Schulen zum Unterricht der Jugend angewandt wissen will, dem sie sich nun ganz widmen werden." (Ende)

Bursen für Priesterstudenten

Wir fasten und beten, und fromm segnet der Gottgläubige das Almosen, das er gibt, damit der Liebe heiliges Wollen geschehe. "Gott ist die Liebe." Fleisch ist Er geworden, und an Seinem Kreuze haben wir gesehen, was die unergründliche Weisheit des Drei-Einen Gottes zur Erlösung der Menschheit bestimmt hat: Daß die Liebe Opfer werde bis zum Sterben für andere! Christus hat dieses Opfer auf sich genommen. Wir aber, Seine Christen,, bringen unsere bescheidenen Opfer, damit auch wir aus Liebe geben für andere. Wir üben jetzt, während der hl. Fastenzeit, die Tugend des Almosengebens. Segne uns der Herr, was wir opfern. Es soll uns sein zur Vergebung unserer Sünden, der Kirche des Herrn sollen unsere Gaben neue Priester geben. Priester, aus denen Christi Liebe und Christi Tat der Menschheit kommt.

St. Karl Burse

Bisher eingenommen:	**$2,116.87**
Clara Klein, Edmonton, Alta.	**3.00**
Gabriel Gottselig, Chamberlain, Sask.	**3.00**
Mrs. A. Mastel, Regina, Sask.	**2.00**
	$2,124.87

U. L. F. vom Guten Rat Burse

Burse der kath. Frauenvereine (C.W.L.)

Bisher eingenommen:	**$1,016.50**
Miss K. Ehman, Regina, Sask.	**60.00**
Mrs. R. Ehman, Regina, Sask.	**10.00**
Mrs. C. Rist, Regina, Sask.	**2.00**
Mr. Wm. Ehman, Craik, Sask.	**5.00**
Mrs. Rosina Schmitz, Humboldt, Sask.	**1.00**
	$1,194.50

Fatima Burse

Bisher eingenommen:	**$7,260.51**
Mrs Frank Dettling, Friedenstal, Alta.	**1.00**
Mrs. Frank Miller, Regina, Sask.	**1.00**
Mrs. Anton Klein, Holdfast, Sask.	**1.00**
Sebastian Muckelbauer, Montreal, P.Q.	**4.00**
Mrs. Mary Bergman, Muenster, Sask.	**5.00**
Philipp Erler, N. Battleford, Sask.	**1.00**
Mrs. Winel, Regina, Sask.	**1.00**
M.M. H. Toronto, Ont.	**2.00**
Mrs. C. Schaefer, Holdfast, Sask.	**2.00**
Mrs. Frank Belok, Middle Lake, Sask.	**1.00**
	$7,279.51

Bitte senden Sie Ihre Gaben The Marian Press **Box 249, Battleford, Sask.**

Bücherbesprechungen

St. Wynfrid Auslandbücherstube
BEUHL / RHEIN
Beethovenstraße 14
Germany

Heinrich Gerlach, **Die verratene Armee.** Ein Stalingrad Roman. 562 Seiten. Leinen DM 17.80

Das Besondere an diesem Stalingrad-Buch, im Gegensatz zu anderen, früher erschienenen, ist der Umstand, daß der Verfasser dabei war. So ist ein Werk entstanden, das bei aller Freiheit der erzählerischen Darstellung dokumentarischen Wert besitzt. Es wirkt in seiner zurückhaltenden Darstellung sympathisch, erschüttert jedoch durch die Tatsachen, die es berichtet.

Antonine Giacometti, **Der verdorrte Feigenbaum.** Roman. 648 Seiten. DM 24.80

Die Handlung dieses religiösen Problemromans spielt in Paris zwischen einer zwiespältigen Frauengestalt und mehreren Männern, deren Kennzeichen eine äußerste Gottesferne ist. Das biblische Gleichnis vom verdorrten Feigenbaum deutet auf die ausweglose Situation eines groß Teils der modernen Gesellschaft.

Jose Maria Gironella, **Die Zypressen glauben an Gott.** Roman. Aus dem Spanischen. Ca. 832 S. Lein. DM 19.80

Der preisgekrönte Roman hatte in Spanien einen außergewöhnlichen Erfolg. Er enthält die Geschichte einer spanischen Familie in der Zeit zwischem dem Sturz der Monarchie und dem Beginn des Bürgerkrieges. Die Kritik hob hervor, daß es dem Verfasser gelungen sei, ein Stück des ewigen Spanien zu gestalten.

Shelma Kaye-Smith, **Der funkelnde Baum.** Roman einer Ehe. Aus dem Englischen. 338 S. Leinen DM 11.80

Die bekannte englische Schriftstellerin gestaltet hier mit feiner und treffender Menschbeobachtung das Schicksal zweier Menschen von heute, die füreinander geschaffen scheinen. Alice ist jedoch mit einem nicht ebenbürtigen Mann verheiratet. Wie die beiden Liebenden zum Verzicht finden, ist überzeugend, sympathisch und wegweisend erzählt.

Colette Hocheneder, **Frau ohne Schleier.** Roman. Ca. 280 Seiten. Leinen ca. DM 11.00

Durch Einführung des neuen Ehegesetzes wurde der Polygamie in der Türkei ein Ende gesetzt, das reich war an Konflikten. Die Geschichte des anatolischen Bauern Recai und seiner drei Frauen ist nur ein Beispiel aus dem Schicksal von zahlreichen Ehen. Der Roman gibt eine feinfühlige Schilderung der türkischen Familie, wobei uns das allgemein Menschliche interessiert und ergreift.